

Formen individualisierter Lebensführung von Frauen - ein neues Arrangement zwischen Lebensplanung und Beruf?

Brose, Hanns-Georg; Wohlrab-Sahr, Monika

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Brose, H.-G., & Wohlrab-Sahr, M. (1986). Formen individualisierter Lebensführung von Frauen - ein neues Arrangement zwischen Lebensplanung und Beruf? In H.-G. Brose (Hrsg.), *Berufsbiographien im Wandel* (S. 105-145). Opladen: Westdt. Verl. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-23306>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more Information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Formen individualisierter Lebensführung von Frauen - ein neues Arrangement zwischen Familie und Beruf?

Hanns-Georg Brose

Monika Wohlrab-Sahr

1. Einleitung

In jüngster Zeit ist, vor allem von Beck (1983) und Beck-Gernsheim (1983; 1984), eine Diskussion über gesellschaftliche Tendenzen zur Individualisierung angeregt worden. Zumindest da, wo die These von der zunehmenden Bedeutung individualisierter Lebenslagen auch auf Frauen ausgedehnt wurde, stieß sie auf Kritik. Der Anlaß dafür dürfte in einer möglichen Implikation der Individualisierungsthese liegen: wenn nämlich von der Bedeutungszunahme individualisierter Lebenslagen darauf geschlossen wird, daß die Formen kollektiver Benachteiligung - etwa von Frauen - damit tendenziell vernachlässigt werden könnten, woraus sich eine gewisse Angleichung der Lebenssituation von Männern und Frauen ergäbe.

Von Individualisierung in Bezug auf Frauen zu sprechen erforderte demnach zunächst den Nachweis, daß die e n t individualisierenden Momente, die das Leben von Frauen kollektiv in entscheidendem Maß beeinflusst(en):

- die eng an den Familienzyklus gebundene Form weiblicher 'Normalbiographie'¹⁾;
- geschlechtsspezifische Formen von Arbeitsteilung und Segmentation des Arbeitsmarktes, die für die Frauen sowohl erhöhte Austauschbarkeit am Arbeitsplatz wie auch erhebliche Barrieren für eine Individualisierung 'befördernde' Karriere zur Folge haben;
- die im Vergleich zu Männern beträchtlichen Auswirkungen familiärer Einbindung auf die Konstitution weiblicher Identität bis in die spezifische Ausprägung psychischer Problemkonstellationen bei Frauen²⁾; u.a.m.

an Bedeutung und prägender Kraft für den weiblichen Lebenszusammenhang mehr und mehr verlieren. Stellvertretend für die Kritik an dieser These kann hier Ilona Ostner zitiert werden, die - vor dem Hintergrund der Analyse geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung und der Inanspruchnahme und Formbestimmung von Frauenarbeit durch die Erfordernisse eines 'patriarchalen Kapitalismus' - die oben genannte These in Frage stellt: "was heißt ..., auf Frauen bezogen, Individualisierung? Meint sie mehr und anderes als z.B. Mobilität im Sinne von 'Wechselhaftigkeit' und Diskontinuität der Erwerbs-

biographie: raus aus der Familie, rein in die Familie bis zur Statuspassage hinein in die Einsamkeit, Isolation und relative Armut so vieler älterer Frauen? 'Vom Dasein für andere' in dieses 'Stück eigene Leben'?" (Ostner 1984: 484)

Diese Frage deutet u.E. zu Recht auf eine problematische Ausrichtung der Individualisierungsdebatte. Im Rahmen der Ungleichheitsforschung entstanden, konnte die Diskussion bisweilen der Gefahr nicht entgehen, die beobachteten Prozesse vorschnell im Sinne einer Erweiterung von Autonomie und eines Zuwachses an persönlicher Freiheit zu interpretieren.³⁾ Einer solchen einseitigen Bewertung begegnen Kritiker(innen) der These mit dem berechtigten Hinweis auf die nach wie vor kaum verminderte Benachteiligung von Frauen auf dem Arbeitsmarkt und im Bereich beruflicher Bildung. Auch der Hinweis auf die Diskrepanz zwischen formaler Angleichung der Geschlechter im Bildungsbereich und nach wie vor bestehender tatsächlicher Chancenungleichheit hat hier seine Berechtigung. Hinter dem beharrlichen Verweis auf die ungebrochene Bedeutung geschlechtsspezifischer Ungleichheit der Chancen steht wohl nicht zuletzt die Befürchtung, die Individualisierungsthese lasse sich allzu leicht im Sinne konservativ-liberaler Politikkonzepte bewerten. So begrüßte Hans-Dietrich Genscher in jüngster Zeit bereits freudig die Geburt einer "individualistische(n) Gesellschaft" und verabschiedete den "alles reglementierenden Massen- und Versorgungsstaat", ebenso wie eine Bildungspolitik, "die naturgegebene Unterschiede in der Begabung von Menschen leugnete"⁴⁾. Die Vorsicht gegenüber einer politischen Verwertung scheint hier nur allzu berechtigt.

Trotzdem sollte die Furcht vor politischer Vereinnahmung nicht daran hindern, reale Veränderungsprozesse im Lebenszusammenhang von Frauen wahrzunehmen und zu analysieren. Dabei ist die Interpretationsfolie eines 'patriarchalen Kapitalismus' möglicherweise nicht feinmaschig genug, um solche Veränderungstendenzen einzufangen, die einen neuen Umgang von Frauen mit den zentralen Lebensbereichen 'Beruf' und 'Familie' signalisieren. Es scheint doch einiges darauf hinzudeuten, daß sich eine Abkehr vom Primat der Familie im weiblichen Lebenszusammenhang vollzieht, und sich darüber hinaus neue Formen des Umgangs mit dem alten Dilemma "Eines ist zuwenig, beides ist zuviel"⁵⁾ anbahnen. Dabei wäre es zu einfach, nun - nach der Behauptung des Bedeutungsverlustes von Arbeit für die Person - das Ende der Familie zu prophezeien. Vielmehr sollte u.E. der Blick darauf gerichtet werden, welche Veränderungsprozesse - seien es solche der Umdefinition oder der Erosion - sich im Innern der Bereiche von Beruf und Familie vollziehen⁶⁾.

Möglicherweise stellt sich unter den Bedingungen von Individualisierung auch die Frage nach der Vermittlung von Beruf und Familie in neuer Weise. Auf dieses Problem zielt die von uns im folgenden vorgenommene Interpretation zweier Fallbeispiele. Dabei liegt es nicht in unserer Absicht - wie es angesichts der mehr oder weniger problematischen Existenzform der beiden von uns vorgestellten Biographien von Frauen vielleicht den Anschein haben könnte - mit unseren Falldarstellungen auf unlösbare Schwierigkeiten 'weiblicher Individualisierung' hinzuweisen. Eine solche Generalisierung ließe sich schon aufgrund der geringen Fallzahl sowie des besonderen Charakters des Samples, aus dem die Fälle ausgewählt sind⁷⁾ - nicht begründen. Auch innerhalb unseres Samples sind die beiden Fälle nicht repräsentativ für alle von uns befragten Zeitarbeitnehmerinnen. Jedoch sind sie - und das möglicherweise auch über unser Sample hinaus - exemplarisch für bestimmte veränderte Umgangsformen mit den Bereichen Beruf und Familie und für eine Umdefinition der einzelnen Bereiche. Dies unterscheidet sie von anderen 'Typen' innerhalb unserer Untersuchungsgruppe, bei denen es viel eher darum geht, Beruf und Familie miteinander zu vermitteln, bzw. das Engagement in der Zeitarbeit dem familiären klar zu- und unterzuordnen. Wie auf der Grundlage sozialer Veränderungsprozesse - in unseren Fällen etwa am Beispiel sozialer Mobilität in der Herkunftsfamilie (Fall I) oder am Beispiel einer radikalen Individualisierung innerhalb eines untypischerweise noch intakten⁸⁾ Arbeitermilieus (Fall II) verdeutlicht - sich individualisierte weibliche Lebensweisen herausbilden, und wie die Bereiche Beruf und Familie von den Frauen in einer veränderten Weise begriffen werden, dafür sollen die folgenden Falldarstellungen ein Beispiel bieten. Wir beginnen mit der Lebensgeschichte von Margot Behrendt.

2. Individualisierung I: Um-grenzung von Milieus und Grenzgänge zwischen den Milieus

2.1. Zur Biographie von Margot Behrendt: ein chronologischer Überblick

1950-1956 Margot Behrendt wird in einem kleinen Ort in der Nähe von Hannover geboren und wächst dort - da ihre Schwester erst sechzehn Jahre später zur Welt kommt - ihrem Empfinden nach als "Einzelkind" auf. Ihr Vater ist von Beruf Schlosser; die Mutter hat Abitur, beginnt aber wegen der Schwangerschaft kein Studium, sondern arbeitet aushilfsweise in wechselnden Einsatzbereichen: als Verkäuferin, in einer Wäscherei etc.. Die Eltern sind beide berufstätig, und Frau Behrendt lebt bei den Großeltern, die im gleichen Ort "zwei Straßen weiter" wohnen. Bei den Eltern ist sie am Wochenende zu Besuch, kann sie aber offensichtlich auch während der Woche sehen. Allerdings meint sie, zu den Eltern "keine richtige Beziehung" gehabt zu

haben, während sie sich bei den Großeltern "sauwohl" gefühlt habe.

1956-1966 Sie besucht im gleichen Ort die Volksschule und wohnt weiterhin bei den Großeltern. Anfangs ist sie in der Schule recht gut, entwickelt aber seit der 4. Klasse im Zusammenhang mit den Aufnahmeprüfungen für die Höhere Schule massive Schulängste. Sie berichtet, bei diesen Aufnahmeprüfungen "die Leistung verweigert" zu haben und wird in dieser Zeit auch krank. Ihre Leistungen sinken rapide ab, so daß sogar die Versetzung gefährdet ist. Die Lehrer bieten ihr auch ein Jahr später noch einmal die Teilnahme an der Aufnahmeprüfung an, wovon sie jedoch keinen Gebrauch macht. Über diesen Leistungsabfall kommt es zum Konflikt zwischen den Eltern und Großeltern, denen die Eltern vorwerfen, ihre Tochter zu sehr zu verwöhnen. Der Druck, den sie auszuüben versuchen, hat jedoch keinen Erfolg, was Frau Behrendt nachträglich scheinbar befriedigt feststellt.

1966 Nach 10 Jahren Volksschule will Frau Behrendt einen Beruf erlernen, bei dem sie "etwas mit den Händen machen" kann. Ihre Wünsche wären etwa Dekorateurin oder Tischlerin. Bei einem Besuch beim Arbeitsamt werden ihr jedoch Lehrstellen im Büro angeboten. Sie scheint diesem Vorschlag keinen besonderen Widerstand entgegenzustellen. Schließlich bekommt sie durch die Initiative ihres Vaters eine Lehrstelle als Bürogehilfin in der Erdgasfirma, in der er selbst beschäftigt ist. Als Grund für diese 'Unterbringung' durch den Vater gibt sie an, daß er sie abgesichert wissen wollte, "da ich sowieso also 'n Typ bin, der irgendwann mal 'n Rappel kriegt und dann nichts mehr leisten will". Zu diesem Zeitpunkt wird auch ihre Schwester geboren und die Eltern ziehen in einen acht Kilometer entfernten Ort in ein neugebautes Haus. Ihre Eltern veranlassen Margot, zu ihnen zu ziehen, obwohl das eigentlich gegen ihren Willen ist.

1966-1969 Nach zwei Jahren Lehrzeit bleibt sie noch eineinhalb weitere Jahre in ihrer Lehrfirma. Sie erhält dort das Angebot zur kostenlosen Fortbildung während der Arbeitszeit, was sie aber ablehnt, weil sie dazu "keine Lust" hat.

1969 Weil sie dort "die Nase voll" hat, kündigt Frau Behrendt in ihrer Lehrfirma und beginnt eine Volontärszeit in einem Reisebüro. Kurz vor ihrem 20. Geburtstag zieht sie von zu Hause aus und nimmt sich gemeinsam mit einer Freundin eine Wohnung in Hannover. Nach der Volontärszeit arbeitet sie noch kurze Zeit im Reisebüro, kündigt aber wegen des niedrigen Gehalts und der ungünstigen Arbeitszeit.

1970/71 Sie arbeitet als Sekretärin eines Personalchefs bei einer größeren Firma in Hannover. Nach zwei Jahren verläßt sie diese Firma wegen des Arbeitsklimas. In diesem Zusammenhang kritisiert sie das isolierte Arbeiten als Chefsekretärin wie auch die rigide - z.B. auf Pünktlichkeit bedachte - Arbeitsmoral der Kolleginnen.

1972 Frau Behrendt ist das erste Mal bei einer Zeitarbeitsfirma beschäftigt und bleibt dort etwa ein halbes Jahr. Seit dem Verlassen der alten Firma hat sie offensichtlich die vage Absicht, in Frankreich eine Sprachenschule zu besuchen, jedoch steht der genaue Zeitpunkt noch nicht fest. Die Zeitarbeit scheint ihr den nötigen Freiraum zu bieten, um ihre Idee zu konkretisieren und um terminlich flexibel zu sein. Sie erwähnt aber auch, es bei der anderen Firma nicht mehr ausgehalten zu haben.

1972/73 Aufenthalt in Paris als Au-Pair und Sprachenschule für die Dauer eines dreiviertel Jahres.

1973-1978 Sie arbeitet wieder als Sekretärin in ihrer Lehrfirma in den Abteilungen 'Verkauf' und 'Werbung'. Dort gefällt es ihr besser als im Per-

sonalbüro, weil sie die Kollegen als "flexibler" und "nicht so eingefahren" erlebt. Sie nimmt in dieser Zeit an verschiedenen Fortbildungsseminaren für Sekretärinnen teil.

1974 Ein halbes Jahr lang besucht Frau Behrendt die Abendschule. Als sie jedoch merkt, daß sie dafür arbeiten müßte, bricht sie die Schule wieder ab. Als Schlüsselerlebnis schildert sie in diesem Zusammenhang, daß selbst ihr damaliger Freund, ein Mathematiklehrer, mit den Aufgaben Schwierigkeiten hatte, die sie hätte lösen sollen.

1976 Sie lernt in dieser Firma ihren späteren Mann kennen.

1978-1980 Frau Behrendt erwähnt, daß sie es auf Dauer nicht gut gefunden habe, gemeinsam in einer Firma zu arbeiten. Offensichtlich sieht sie zunächst ihr Mann im Raum Hannover nach einer anderen Stelle um. Er findet dort nichts und bekommt schließlich eine Stelle in Köln. Sie folgt ihm dorthin, und das Ehepaar läßt sich in Wilhelmstadt nieder. Sie selbst findet eine Arbeit in Bonn, ebenfalls wieder in der Werbeabteilung einer Firma. Dort arbeitet sie insgesamt zwei Jahre. Den Wohnungswechsel nach Wilhelmstadt erlebt sie offensichtlich sehr massiv. Obwohl sie die erste Zeit Urlaub hat, verbringt sie die ersten beiden Wochen in einem abgedunkelten Zimmer und sieht sich die Stadt nicht an.

1980 Das Ehepaar bekommt von Bekannten einen sechsjährigen Jungen als Pflegekind vermittelt. Die Aufnahme des Kindes war ursprünglich wohl nur als vorübergehend gedacht.

1980-1982 Frau Behrendt gibt zunächst ihre Arbeit ganz auf, um sich dem Kind zu widmen, das ihrer Einschätzung nach "rund um die Uhr" eine Betreuung brauchte. Jedoch hält sie dies nach zwei Jahren nicht mehr aus und beginnt wieder mit einer stundenweisen Beschäftigung als Sekretärin in einem Verlag.

1982 Es kommt zur Trennung von ihrem Mann. Sie bleibt nach der Trennung in der vorher gemeinsam bewohnten Wohnung. Das Kind gibt sie ins Heim, da sie meint, es allein nicht erziehen zu können. Nach der Trennung von ihrem Mann erlebt sie eine heftige psychische Krise, die durch das Fehlen einer festen Arbeit offensichtlich noch verstärkt wird. Sie fährt in dieser Situation zu ihren Eltern und "sucht" dort "irgendetwas".

1982/83 Frau Behrendt beginnt mit einer Therapie, in der vor allem die Beziehung zu ihrer Mutter und, vermittelt darüber, auch eine generelle Beziehungsunfähigkeit im Zentrum stehen.

1983 Sie beginnt wieder bei einer Zeitarbeitsfirma zu arbeiten, in der sie zum Zeitpunkt des Interviews ca. ein halbes Jahr beschäftigt ist. Anfangs hat sie große Schwierigkeiten, die Arbeit über den ganzen Zeitraum durchzuhalten und nicht zwischendurch immer wieder die Flucht zu ergreifen. Derzeit besucht sie am Wochenende öfter ihre Eltern. Insgesamt beschreibt sie sich momentan als unfähig, sich endgültig auf etwas einzulassen. Auch die Frage ihres definitiven Wohnsitzes ist noch nicht geklärt. Noch immer scheint eine Rückkehr nach Hannover möglich. Seit einiger Zeit hat sie auch wieder einen Partner, den sie vor allem am Wochenende sieht, den sie aber eher beiläufig erwähnt.

Bei der Durchsicht der vorangestellten Kurzbiographie bieten sich zahlreiche Anknüpfungspunkte an, die es sinnvoll erscheinen lassen, die biographische Genese bestimmter Dispositionen von Frau Behrendt im Kontext des Herkunftsmilieus sowie der primären und sekundären Sozialisationsphase zu erörtern. Bemerkenswert erscheint u.a. die Milieudifferenz der Eltern;

die über lange Zeit - zumindest in der Wohnform - bestehende Unvollständigkeit der Herkunftsfamilie von Frau Behrendt; das erst spät (nach 16 Jahren!) geborene zweite Kind der Familie; die spezifische Konkurrenz zwischen Großeltern und Eltern, die in der biographischen Erzählung zum Ausdruck kommt; das Problem der 'Leistungsverweigerung' an der Schwelle zur weiterführenden Schule und v.a.m..

Eine solche Rekonstruktion müßte - will sie sich nicht dem Verdacht der Psychologisierung aussetzen - die Entwicklung psychosozialer Dispositionen vor dem Hintergrund jeweiliger Strukturen sozialisatorischer Interaktion deuten. Dies würde den hier vorgegebenen Rahmen sprengen.

Wir verzichten deshalb darauf. An anderer Stelle ist dies ausführlich dargestellt worden¹⁰⁾, und wir können deshalb hier kurz das Ergebnis dieser Analyse referieren. Die Familiensituation in der Herkunftsfamilie Margot Behrendts war gekennzeichnet durch eine erhebliche Milieudifferenz der Eltern sowie eine außerordentliche Verzögerung der eigentlichen Konstitution der Kleinfamilie. Vor diesem Hintergrund bildete sich eine schismatische Problemkonstellation heraus, für die die (in der 'Kurzbiographie' angedeutete) Konkurrenz zwischen Eltern und Großeltern ein Indiz ist. Nach der Geburt Margot Behrendts war es zwischen Mutter und Großmutter zu einer Arbeitsteilung gekommen, die zunächst wohl nur als eine zwischen Versorgung und Erziehung gedacht war, die aber letztlich zu einer territorial und personal ausdifferenzierten Institutionalisierung unterschiedlicher, ja widersprüchlicher sozialisatorischer Milieus führte. Universalistisch spezifische und partikularistisch diffuse Orientierungen, die in familialen und schichtspezifischen Sozialisationsmilieus in je typischer Weise 'vermittelt' werden, bestanden gleichzeitig und unvermittelbar nebeneinander. Diese schismatische Konstellation wird im Interview zuerst sichtbar am Konflikt um den Übergang zur weiterführenden Schule, in dem die verschiedenen Orientierungen (einerseits :(Leistungs-)Druck; andererseits: sich wohlfühlen) zueinander in Konkurrenz treten, und das Kind (Margot Behrendt) offensichtlich folgenreich für eines der beiden Milieus optieren kann. Die sich hierbei abzeichnende Problemlösungsstrategie bildet sich in der Biographie Margot Behrendts bald als ein Muster heraus, in dem sie - vor allem in Arbeitssituationen - immer dann Krisen durchlebt bzw. die Arbeitsverhältnisse abbricht, wenn dort Leistungsanforderungen und Anforderungen nach formaler 'Pflicht' Erfüllung gegenüber der sozialen Komponente von Arbeitsbeziehungen aus ihrer Sicht die Oberhand gewinnen. In diesem Zusammenhang bekommt der Arbeitsplatzwechsel in ihrer Berufsbiographie eine wesentliche Bedeutung,

der - mit Ausnahme einer längerfristigen Beschäftigung im Werbebereich - bald zur Normalform ihres beruflichen Lebens wird und sich mit der normativen Orientierung auf Flexibilität und Ungebundenheit paart.

Diese Bemerkungen müssen hier zur Frage der Bedeutung der Herkunftsfamilie und der im Kontext dieser sozialisatorischen Interaktionsstruktur entwickelten psychosozialen Dispositionen genügen. Der folgende Beitrag wird sich darauf konzentrieren - ausgehend von Äußerungen über die Bereiche Beruf und Familie - zunächst den gegenwärtigen Lebenszusammenhang Margot Behrendts und die sich in ihm reproduzierende Fallstruktur zu skizzieren. Vor diesem Hintergrund sollen dann in einem zweiten Schritt weitere Elemente der Berufsbiographie gedeutet werden.

Die Bereiche Beruf und Familie bieten sich nicht nur wegen der eingangs genannten Fragestellung unseres Beitrags, sondern auch insofern für eine eingehende Betrachtung an, als sich in ihnen in besonders anschaulicher Weise das Spezifische dieses Falles darstellen läßt.

2.2. "...also da bist'e wirklich ne Exotin": die Erfahrung mangelhafter Integration in betriebliche Sozialmilieus

Zu Beginn dieses Abschnittes wollen wir einen längeren Interviewausschnitt zitieren, in dem Frau Behrendt auf die Frage der Integration am Arbeitsplatz und auf ihr Verständnis von Arbeit zu sprechen kommt.

- 001 I: Ist denn der Wechsel, äh, von der Arbeit zu der Freizeit, ist das
 002 für Sie, wie empfinden Sie den? Ist das irgendwie n abrupter Wechsel,
 003 oder?
 004 B: Das ist n anderes Leben, hab ich manchmal das Gefühl. Ich kam da
 005 also auch in die Firma hin, da hab ich gedacht, also da biste wirk-
 006 lich ne Exotin. Die Leute, wie die da schon so eingefahren waren,
 007 und das war mir alles so fremd mittlerweile geworden, ne. Ich hab
 008 das ja schon lange nicht mehr gehabt, ne /hm, hm/. Also in dem Maße,
 009 das hängt auch immer von den Firmen ab, muß ich sagen. Aber, ja,
 010 und eben auch, weil ich mich, ich wollte mich auch gar nicht drauf
 011 einstellen, auf die Leute, ich hatte mit ner Teilzeitfirma abge-
 012 schlossen und wollte mich gar nicht da so in dies Fahrwasser be-
 013 geben /ja/, diese Wertvorstellungen und was die Leute halt so ma-
 014 chen. Und das ist auch ein Grund damit, daß ich da mich nicht fest,
 015 festnageln lasse, ne (mhm/, da fest hinzugehen. Es ist also, wenn
 016 ich so nach Hause kam, im Moment ist es nicht mehr so kraß, und
 017 meine Bekannten hier, das war also was völlig anderes. Ich hab auch
 018 erstmal gar nicht so ne Ebene zu den Leuten so gefunden, ne. (Unver-
 019 ständlich), ich wußte überhaupt nicht, worüber ich mit denen reden
 020 sollte. Es ist blöd, ne. Das war auch sehr, sehr schwierig für mich,
 021 weil ich bin eigentlich ein Mensch, der eigentlich ganz gern mal
 022 Kontakte hat, und das war erst, in der ersten Zeit gar nicht
 023 einfach.
 024 I: Ja, haben Sie denn so das Gefühl, daß die Kollegen da, sagen wir

- 025 mal andere Wertvorstellungen haben /mhm/ oder irgendwie ...?
 026 B: Ja.
 027 I: Woran macht man das so fest? Arbeiten die anders, oder?
 028 B: Ja, die Einstellung zur Arbeit z.B., die ist da schon mal sehr ent-
 029 scheidend. Wie sie die Sachen bewerten, die sie machen. Ich mein, ich
 030 tolerier das, ne, das braucht man halt, das würd ich auch brauchen,
 031 wenn ich also dahin gehe und sagen würde, da bleib ich jetzt 10, 20
 032 Jahre. Das würd ich genauso brauchen. Aber das macht sich also daran
 033 fest, wie die Leute ihre Arbeit bewerten, wie sie sich eben verhalten,
 034 und, ja, an verschiedenen anderen Dingen eben auch, ne, z.B. eben
 035 auch an, an Äußerlichkeiten macht es sich fest, das ist vom Äußereren her
 036 n ganz bestimmter Schlag von Leuten, ne. Da ist ne ganz bestimmte Gar-
 037 derobe gefragt, auch bei Frauen, und das wird dann mitgemacht. Und
 038 wenn man das nicht macht, dann fällt man eben auf, ne /hm,hm/. Und ich
 039 weiß nicht, ob man sich das dann auf Dauer gesehen in so ner Firma
 040 leisten kann, immer wieder natürlich negativ aufzufallen, ist ja klar,
 041 ne. Wenn man da dann nicht so mitzieht, dann macht man's vielleicht
 042 dann auch zwangsläufig, wenn man da länger ist. Aber so halt als Teil-
 043 zeitarbeitskraft, da ist das eigentlich, da wird das toleriert, wenn
 044 man in Jeans auf solche, ja, was weiß ich, ehm, in irgendwelche Be-
 045 sprechungen geht und da dann halt den Kaffee reinbringt, ne /mhm,
 046 mhm/. Das ist dann halt nur die Aushilfe, ne.
 047 I: Also da passen Sie sich dann auch nicht irgendwie diesen Vorstellungen
 048 an?
 049 B: Nee, da paß ich mich nicht an.

Die zu Beginn dieser Interviewsequenz gestellte Frage nach dem Erleben des Wechsels von Arbeit und Freizeit steht im Kontext eines größeren Fragenkomplexes über das Zeitempfinden der Interviewten. Frau Behrendt löst sich hier jedoch in ihrer Antwort vom vorgeschlagenen Sachbezug und nimmt grundsätzlicher zum Aspekt des 'Lebens' während der Arbeit und in der Freizeit Stellung.

Diesen Unterschied in der Lebensweise ("das ist 'n anderes Leben, hab' ich manchmal das Gefühl" (004) verdeutlicht sie im Hinblick auf zwei Bezugspunkte. Zum einen hinsichtlich ihres Wiedereinstiegs in den Beruf nach der durch die Versorgung des Pflegekinds bedingten Berufsunterbrechung ("ich hab das ja schon lange nicht mehr gehabt, ne" (007f)), zum anderen hinsichtlich des tagtäglichen Wechsels zwischen Arbeit und Freizeit, der vor allem an den mit diesen Bereichen verbundenen Menschen erfahrbar wird: "es ist also, wenn ich so nach Hause kam... und meine Bekannten hier, das war was völlig anderes" (015-017).

Sie ordnet sich selbst in diesem Zusammenhang den 'Bekanntten' (017) und damit dem Freizeitbereich zu. Unter den Kollegen am Arbeitsplatz, die sie als "eingefahren" (006) erlebt, fühlt sie sich als "Exotin" (006). Dies impliziert wohl Verschiedenes: sie fühlt sich als etwas Besonderes, als eine, die nicht so eingefahren und unflexibel ist wie die anderen. Aber als Exotin ist sie auch eine - wie sie etwas später im Interview sagt - von der

die Leute "immer so'n bißchen befremdet" sind, eine, die "anders aussieht", die in die vor Ort herrschende Kultur nicht integriert ist. Dieser Differenz-erfahrung im Verhältnis zu den Kollegen schreibt sie eine objektive und eine subjektive Dimension zu: zum einen hänge das "auch immer von den Firmen ab" (009) - so wird im Interview auch ein Bereich ersichtlich, in dem diese Diskrepanz von ihr nicht erlebt wurde (s.u.) - zum anderen verweigert auch sie selbst die Integration: sie habe sich nicht auf die Leute einstellen wollen, sich nicht "in dieses Fahrwasser begeben wollen", sich nicht festnageln lassen, nicht die Wertvorstellungen der "Leute" übernehmen wollen. Legitimiert und erleichtert wird diese Verweigerung durch die Tatsache, daß ihr Arbeitsverhältnis ein befristetes ist. Zur geschilderten Desintegration gehört es dann auch, daß eine gemeinsame Kommunikationsebene schwer zu finden ist. Frau Behrendt weiß nicht, worüber sie mit ihren Kolleginnen/Kollegen reden soll. Als Grund für die Unfähigkeit - oder den Unwillen - zur Integration bezeichnet sie etwas vage 'unterschiedliche Wertvorstellungen'. Diese beziehen sich ihrer Einschätzung nach im wesentlichen auf den Grad der Identifikation mit der Arbeit, der nach Frau Behrendts Meinung von der Dauer der Festlegung auf die jeweilige Arbeit abhängt. Während diese Identifikation mit der Arbeit bei den Kolleginnen/Kollegen ihres Erachtens übergroß ist, was sie als eine Art Selbstbehauptungsstrategie interpretiert, auf die man in langfristigen Arbeitsverhältnissen angewiesen sei, sieht sie das für sich deutlich anders. Wie sie an anderer Stelle bemerkt, müsse die Arbeit 'klappen', ihre primären Orientierungen richten sich jedoch eher auf den Freizeitbereich, in dem auch ihre Bekannten verortet werden. Diese Relevanzgebung kommt möglicherweise auch in der unterschiedlichen Kleidung zum Ausdruck. Während sie meint, im Betrieb sei "ne ganz bestimmte Garderobe gefragt" (036f), die man aus dem Kontext heraus wohl mehr als eine solche bestimmen kann, die für bestimmte Repräsentationszwecke im Büro geeignet ist, kleidet sie sich in Jeans, in einem Kleidungsstück, das als Arbeitskleidung vor allem in handwerklichen und Arbeiterberufen, nicht aber im Personalbüro akzeptiert ist und ansonsten eher als Freizeitkleidung betrachtet wird (vgl. Fuchs 1983: 261ff).

Die Möglichkeit, sich dem Anpassungsdruck zu entziehen, ist an die Kurzfristigkeit des Arbeitsverhältnisses gebunden. Auf Dauer könne sie es sich nämlich nicht leisten, immer wieder negativ aufzufallen, meint Frau Behrendt (039f). Andererseits verschafft der Status als 'Externe', den sie als Zeitarbeiterin im Betrieb hat, zusätzliche Distanzierungsmöglichkeiten. Sie ist "halt nur die Aushilfe" (046), wird von daher nicht gleichermaßen

gefordert und nicht demselben Anpassungsdruck unterworfen wie die Kollegen, die zum 'Stamm' gehören. Damit schließt sich jedoch der Kreis zur eingangs erwähnten Fremdheit und "Exotik": sie kann dadurch, daß in der Zeitarbeit der Status der Fremden¹¹⁾ institutionalisiert ist, dort unbeschadet ihr 'Anderssein' aufrecht erhalten und muß sich darüber nicht mit den Kollegen auseinandersetzen. Daraus resultiert aber auch das Gefühl mangelnder Integration, der Eindruck, die 'Leute' seien von ihr "immer etwas befremdet".

Diesen ersten Befund wollen wir nun auf verschiedene Situationen in Frau Behrendts Berufsbiographie beziehen. Deren Entwicklung zeichnet sich durch relativ häufige Arbeitsplatzwechsel aus. Mit Ausnahme des Werbebereichs arbeitete sie an ihren Arbeitsplätzen jeweils maximal zwei Jahre, z.T. auch wesentlich kürzer. An der Stelle im Interview, an der sie ihren Weggang aus einer Firma erwähnt, findet sich eine ganz ähnliche Argumentation wie in dem vorangestellten Interviewzitat. Auch hier kontrastiert sie die Erfahrung von Isolation am Arbeitsplatz mit der Charakterisierung der Kollegen als "eingefahren". Die Isolation erlebte sie so nachdrücklich, daß sie es dort nicht mehr "aushielt", vorübergehend Zeitarbeit machte, bis sie schließlich ins Ausland ging um dort eine Sprachenschule zu besuchen. Daß sie als Problemlösung einen Auslandsaufenthalt wählt, ist insofern bemerkenswert, als sie doch davon ausgehen muß, dort nicht ohne weiteres den Status der Fremden zu verlieren. Möglicherweise kommt hier aber eine eigene Logik zum Ausdruck: Am Arbeitsplatz liegt die Erfahrung von Isolation offensichtlich darin begründet, daß sie hier unerfüllte Wünsche nach Gemeinschaft hat, die zu realisieren sie sich nicht imstande fühlt. Im Ausland dagegen wird sie solche Erwartungen wahrscheinlich gar nicht erst ausbilden. Während sie dort für eine begrenzte Zeit bewußt in der Fremde ist, hat sie am Arbeitsplatz/in der 'Heimat' den Anspruch auf Vertrautheit und muß sich durch dessen Nichterfüllung fremd und isoliert fühlen.

Eine Parallele zwischen der Absicht, ins Ausland zu gehen einerseits und ihrer Arbeit in der Zeitarbeitsfirma andererseits deutet sich hier an: Beide Situationen machen die (erneute) Erfahrung von Fremdheit wahrscheinlich, aber sie transformieren sie auf eine andere Ebene. Sich in der Fremde fremd zu fühlen bzw. sich an einem Arbeitsplatz nicht integriert zu fühlen, an dem man per se eine Außenseiterposition innehat, ist offensichtlich leichter zu bewältigen als sich dort isoliert zu fühlen, wo man den Anspruch hat, zu Hause bzw. integriert zu sein. Zeitarbeit als Arbeitsform, die die Marginalität institutionalisiert, umgeht letztendlich das Problem, Gemeinschaftserfahrungen im Betrieb herstellen und deren Bedingungen

aushandeln zu müssen. Während also die Zeitarbeit gewissermaßen - wenn auch nicht letztlich befriedigend - als Lösung für ein spezifisches Integrationsproblem erscheint, gibt es doch in der Berufsbiographie von Frau Behrendt auch einen Arbeitsbereich, nämlich den von Werbung und Verkauf, in dem sie diese Integrationschwierigkeiten nicht hatte und dementsprechend lange - das erste Mal sechs Jahre - dort auch beschäftigt war. Diesen Bereich - und vor allem die dort beschäftigten Kollegen - kontrastiert sie direkt mit dem Arbeitsbereich "Personalbüro", und diese Kontrastierung erinnert wiederum auffällig an jene zwischen ihren Bekannten in der Freizeit und den Kollegen am Arbeitsplatz in der eingangs zitierten Interviewpassage: "weil die Leute, mit denen ich da zusammen gearbeitet habe - also im Personalbereich wie vorhin in dieser Firma, das sind ganz andere Leute, ne - Leute, die verkaufen, die rausgehen, die müssen schon flexibel sein, die dürfen nicht so eingefahren sein, und die halten sich auch nicht so strikt an diese, ja, was weiß ich, ne, diese Zeiten und halt so, wie das im Personalbüro so üblich war".

Der Werbebereich wird hier mit nahezu den gleichen Worten vom Arbeitsbereich Personalbüro abgegrenzt, wie zuvor in der Darstellung der Freizeitbereich bzw. die dort verorteten Bekannten vom Arbeitsbereich insgesamt (006-007). "Flexibel sein/rausgehen" vs. "eingefahren sein/sich fest an diese Zeiten halten" sind die kontrastierten Typisierungen. So wie der Werbebereich im Interview charakterisiert wird, scheint es für Frau Behrendt dort auch nicht primär um sachliche Bestimmungen zu gehen, sondern in erster Linie um die dort beschäftigten 'flexiblen Leute'.

Deren Charakterisierung läßt vermuten, daß das Werbemilieu als professioneller Bereich in den Hintergrund tritt, und daß es gerade die Diffusion von Arbeit und Freizeit und der Anschein von Nicht-Festlegung am Arbeitsplatz ist, die für Frau Behrendt relevant werden. Auf diesem Hintergrund wird auch die in der 'Kurzbiographie' (vgl. o.) erwähnte Tatsache verständlich, daß Frau Behrendt, nachdem sie in eben diesem Betrieb ihren Mann kennengelernt hatte, es "gar nicht gut" gefunden habe, als Ehepaar in einer Firma gemeinsam zu arbeiten. Wir interpretieren dies so, daß die Präsenz einer verbindlichen - und durch Ehe sanktionierten - Privatbeziehung am Arbeitsplatz wahrscheinlich die stärker professionelle Definition des Arbeitsbereiches (Werbung) erfordert und genau die Diffusion von Arbeit und Freizeit und den Schein der Nicht-Festgelegtheit, die diesen Bereich für Frau Behrendt so anziehend machten, zerstört hätte. Man kann also vermuten, daß gerade die Trennung von Arbeit und Familie, die Frau Behrendt propagiert, die Diffusion privater

und professioneller Dimensionen innerhalb des Arbeitsbereiches Werbung ermöglichen soll.

Wohl nicht zufällig wahrt Frau Behrendt nach dem Umzug nach Wilhelmstadt die Kontinuität sowohl hinsichtlich ihres Arbeitsbereiches - sie beginnt wieder im Werbebereich zu arbeiten - als auch hinsichtlich der vorher propagierten Trennung der Milieus Beruf und Familie: sie arbeitet nun nicht nur in einer anderen Firma als ihr Mann, sondern auch in einer anderen, wenn auch nahegelegenen Stadt. Der Arbeitsbereich 'Werbung' bleibt in der berufsbiographischen Entwicklung von Frau Behrendt der einzige, in dem sie längerfristig - und offensichtlich mit ihrer Arbeitssituation zufrieden - beschäftigt war. Alle anderen Beschäftigungen brach sie aufgrund der spezifischen professionellen Bedingungen oder der von den Kollegen verkörperten rigiden Arbeitsnormen wieder ab: aufgrund strenger Arbeitsmoral und isolierter Arbeitsweise, wegen ungünstiger Arbeitszeit usw.. Die entlastenden Funktionen rollenförmiger Arbeitsorganisation scheinen Frau Behrendt kaum zugänglich und insofern auch nicht nutzbar zu sein, deren befremdliche Folgen dagegen kaum handhabbar. Derzeit resultieren diese Erfahrungen in der generellen Ablehnung, sich überhaupt auf ein langfristiges Arbeitsverhältnis einzustellen, um dem Zwang zur Anpassung und der Festlegung und Verpflichtung auf Zukunft zu entgehen.

2.3. "Gut, es wurde gesagt, ne, vorübergehend": Familienkonzeption auf Zeit

Bei der Analyse der beruflichen Situation hatten wir zwischen Frau Behrendts mangelhafter Integration in betriebliche Milieus und der geschilderten Tendenz, sich spezifischen professionellen Anforderungen und langfristigen Festlegungen zu verweigern, einen Zusammenhang hergestellt. In familiären Verhältnissen sind die Handlungsbedingungen grundsätzlich anders definiert, sind doch Familienbeziehungen gerade durch Langfristigkeit und (relative) Unaus-tauschbarkeit gekennzeichnet. Auch wenn sich hier in den steigenden Ehescheidungs-zahlen eine wesentliche Änderung andeutet, dürfte das Motiv des 'Suchens und Wechselns', das für Frau Behrendts Berufsbiographie charakteristisch war, dennoch auf Familienbeziehungen kaum zu übertragen sein. Selbst wenn man für Ehen von einer Unaus-tauschbarkeit der Personen seit längerem nicht mehr ohne weiteres ausgehen kann, scheinen doch Kinder ein letzter Garant dauerhafter Beziehung - zumindest im weiblichen Lebenszusammenhang - zu sein. Aber auch diese Bastion gerät, zunächst in gesellschaftlichen Randbereichen, allmählich ins Wanken, wie etwa die Diskussion um Leihmutter-schaft und die

darin implizierte Frage der Trennung von biologischer und sozialer Mutterschaft andeuten.

Auch in der Biographie Margot Behrendts spiegelt sich dieser Veränderungsprozeß von Familienbeziehungen; Frau Behrendt lebt - nach ca. sechsjähriger Ehe - von ihrem Mann getrennt und vollzog mit dieser Trennung gleichzeitig die von einem Kind, das das Ehepaar bei sich aufgenommen hatte.

Wir wollen diesen Fragenkomplex etwas genauer untersuchen und dafür zunächst einen längeren Interviewausschnitt zitieren. Die Situation, auf die sich das Zitat bezieht, ist die nach dem Umzug des Ehepaars Behrendt nach Wilhelmstadt, als Frau Behrendt wieder zu arbeiten beginnt.

050 B: Und hab dann da 2 Jahre gearbeitet, dann haben wir von Bekannten,
051 also das ist ne Geschichte, sagenhaft eigentlich, wenn ich das jetzt
052 alles nochmal so höre, ja, von Bekannte, äh, ein Kind vermittelt be-
053 kommen, das seine Mutter verloren hatte und völlig allein war auf der
054 Welt, und sie sagte also, das würde jetzt ins Heim kommen, ob wir
055 nicht Lust hätten, diesen kleinen Jungen zu nehmen, der wäre also
056 6 Jahre alt und es wär halt nicht einfach für ihn, ihn sofort zu ver-
057 mitteln, und es wär eigentlich ganz schön, wenn man das Heim vermei-
058 den könnte, also bis er in die Familie kommt, wo er dann tatsächlich
059 bleibt.

060 I: Also, das war nur für ne gewisse Zeit?

061 B: Gut, es wurde gesagt, ne, vorübergehend. In Ordnung, also wir haben
062 das gemacht, das Ganze lief dann doch 2 Jahre. D.h. also mit der Kon-
063 sequenz, ich hab meine Arbeit ganz aufgegeben, ne. Bin also nur hier
064 zuhaus gewesen mit dem Kind. Ja, was mir dann also irgendwie doch
065 nicht so auf Dauer gefiel. Dann hab ich n Halbtagsjob noch angenommen
066 bei ner, äh, bei nem Verlag. Die haben hier n Redaktionsbüro in
067 Wilhelmstadt und hab dann da als Sekretärin gearbeitet und Korrektur
068 gelesen, stundenweise, ne, so 4 Stunden am Tag /ja/, oder auch weni-
069 ger, ne. Also da geh ich auch manchmal so, also jetzt noch hin, wenn
070 sie jetzt mal kurzfristig was haben oder so, dann les ich mal kurz
071 Korrektur, das mach ich noch so zwischendurch mal. Und, ja, dann kam
072 also die Trennung von meinem Mann, und das ist eigentlich auch der
073 Grund, warum ich jetzt also wieder zur Teilzeitfirma⁽²⁾ gegangen bin.
074 Hab ich mich von meinem Mann getrennt, das ist jetzt n Jahr her, und,
075 äh, ja, dann war es also, dann war die Situation so, daß ich jetzt
076 also, das ist eigentlich auch noch immer, daß ich also nicht weiß,
077 bleib ich in Wilhelmstadt oder zieh ich wieder nach Hause /hm,hm/.
078 Ich habe also durch diese, äh, Trennung von meinem Mann, das hab ich
079 zwar so für mich, muß ich sagen, so fest entschieden, mit dem Vorsatz,
080 also das will ich nicht mehr, und ich möchte eigentlich, äh, die Be-
081 ziehung beenden, aber was so danach kam, da kam nämlich, äh, war näm-
082 lich die Situation, daß ich dann hier alleine war und ich hatte nichts,
083 nech, ich hatte nichts mehr um die Ohren, sonst war ich also eigent-
084 lich immer, wie gesagt, beschäftigt, die ganze Zeit hab ich gearbei-
085 tet und dann auch mit dem Kind, was mich auch sehr gefordert hat,
086 und dann auf einmal war nichts mehr, ich hatte keine Arbeit, ich
087 hatte, ja, mein Mann war nicht mehr da, ich war alleine, so war die
088 Situation. Das hatte ich mir nicht klar gemacht, ne, was das eigent-
089 lich so für Konsequenzen hat, und ich hab hier zwar Bekannte, aber
090 es sind halt nicht sehr viel und, ja, also, ich fühlte mich ziem-
091 lich allein, und die konnten mir auch eigentlich auch nicht so das

093 Gefühl nehmen, diese Leute. Und da hab ich gedacht, also, was machst
 094 du jetzt: gehst du wieder nach Hause, ne, oder, oder bleibst du hier
 095 in Wilhelmstadt.

Nachdem die Befragte im beruflichen Bereich, in dem es im Zusammenhang mit ihrer Eheschließung zu gewissen Turbulenzen gekommen war, 'Kontinuität' wahren konnte, steht nach zwei Jahren eine weitere familiäre Entscheidung an. Im Alter von dreißig Jahren, in dem die Frage eines ersten Kindes für Frauen mit gewisser Zwangsläufigkeit aufgeworfen wird, wird das Problem des familiären Nachwuchses auf recht untypische Art geregelt: Das Ehepaar bekommt ein Kind "vermittelt" (052).

Die Art der Darstellung dieses Ereignisses drückt anfangs eine starke innere Distanz zu dem Geschehen aus. Frau Behrendt berichtet davon, als wüßte sie nicht recht, wie ihr damals geschehen sei. Sie hört sich selbst scheinbar verwundert zu, als ginge es dabei gar nicht um von ihr selbst Erlebtes (051f). Das Kind kommt hier von außen, wird von einer Bekannten "vermittelt", war demnach wohl nicht das Resultat einer bewußten Entscheidung, wie es bei einer Adoption der Fall wäre oder bei einem 'geplanten' eigenen Kind. Damit werden auch nicht dieselben Verbindlichkeiten eingegangen wie bei einer Familiengründung. Diese behält hier provisorischen Charakter, ist zeitlich begrenzt konzipiert.

Angesichts der Tatsache, daß die Aufnahme des Kindes als vorübergehend gedacht war, was als Hilfe in einer Notsituation durchaus erklärbar wäre, stellt sich dann allerdings doch die Frage, wieso dieser Zustand über die recht lange Zeit von zwei Jahren aufrecht erhalten wurde. Einsichtig würde dies, wenn man davon ausginge, daß zumindest bei einem der beiden Ehepartner eine latente Bereitschaft bestand, diese neue Familiensituation aufrechtzuerhalten, und diese insofern keine reine Notlösung darstellte. Wollte man von Frau Behrendts Relevanzstruktur im beruflichen Bereich auch auf ihre Orientierung im familialen schließen, ließe sich vermuten, daß die starke Ausrichtung auf Flexibilität und Nicht-Festlegung ein Ehekonzept impliziert, das ein Kind tendenziell ausschließt¹³⁾.

Aber auch unabhängig von einer solchen Vermutung läßt die sprachliche Gestaltung des Themas gewisse Rückschlüsse zu. Die Art und Weise, wie Frau Behrendt von ihrem Pflegekind spricht, als sie die Bindungswirkungen schildert, die sich im Lauf der Zeit dann doch einstellten (062ff), drückt eine so starke Versachlichung und Distanz aus, daß man wohl begündet davon ausgehen kann, daß dieser etwas unvermittelte Familienzuwachs allenfalls im Interesse ihres Mannes gelegen haben könnte.

Relativ unverbunden neben dieser Versachlichung finden sich in der Schilde-

rung jener Familienphase aber auch stark emotional gefärbte Passagen. Der Sprachduktus erinnert teilweise an die Sprache der Märchen: "sagenhaft eigentlich ..., ein Kind ..., das seine Mutter verloren hatte und ganz allein auf der Welt..." (051ff). Möglicherweise liegt dieser Sprachstil darin begründet, daß Frau Behrendt, die ja selbst quasi 'mutterlos' aufgewachsen war, durch die Frage der Annahme eines Kindes auf einer Ebene des Unterbewußtseins 'angesprochen' wurde, der sie sich schlecht entziehen konnte. Die Situation, in der das Kind dem Ehepaar 'angeboten' wurde, erscheint in der Schilderung als emotional hochgradig 'aufgeladen': die Eheleute standen vor der Wahl, den Jungen vor dem Heim zu bewahren oder ihn dort elternlos aufwachsen zu lassen. Die Formulierung "es wäre halt nicht einfach für ihn/ihn sofort zu vermitteln" (056f), die die Schwierigkeiten zunächst auf das Kind und erst dann auf einer versachlichten Ebene auf den Vermittlungsvorgang bezieht, verdeutlicht noch einmal die emotionale Involviertheit in die Situation. Die Art der Schilderung läßt vermuten - und soll dies wohl auch andeuten - daß ein realistisches Abwägen der Folgen eines solchen Schrittes in der damaligen Situation kaum möglich gewesen sein dürfte. Die Entscheidung für das Kind wäre demnach der Suggestivität der Situation und nicht den Eheleuten 'zuzurechnen'.

Um es zu wiederholen: bemerkenswert ist der Kontrast zwischen den stark emotional gefärbten Passagen, die sich auf das angenommene Kind beziehen und den stark versachlichten Passagen, in denen die Befragte über die Bindungswirkungen und Verpflichtungen spricht, die sie erst später realisierte. Zwischentöne lassen sich keine vernehmen. Das Kind, über das gesprochen wird, wird so in der Schilderung als konkrete Person nicht erkennbar. Es erscheint anfangs als bedauernswerte Märchenfigur und wird dann, jeder Persönlichkeit entkleidet, nur noch zum personifizierten Anspruch auf Dauer und Verbindlichkeit.

Die Konsequenzen, die die als vorübergehend gedachte Familienkonstruktion mit sich brachte, waren für Frau Behrendt erheblich. Die Zwänge, die mit der Übernahme des Kindes entstanden, verwiesen sie in die Rolle der Hausfrau und Mutter. Offensichtlich stellte sich für sie jedoch das Ausmaß der Belastung durch diesen Zuwachs an Ansprüchen und Verbindlichkeit erst im Lauf der Zeit deutlich heraus. Während vorübergehend - wie die ursprüngliche Konzeption es vorsah - diese Konsequenzen hätten in Kauf genommen werden können, werden sie auf Dauer problematisch. Allerdings entsteht hier das Dilemma, daß familiäre Bindungen nicht wie berufliche ohne weiteres aufgekündigt und 'gewechselt' werden können.

Nach diesen zwei Jahren stand aber offensichtlich eine Entscheidung an. Die stundenweise Arbeit im Redaktionsbüro signalisiert hier eine Wende: Frau Behrendt lehnt die Konsequenzen, die sich aus der neuen Familiensituation ergeben haben, auf Dauer ab und sucht nach einem Ausweg. Daß die Trennung von ihrem Mann zeitlich mit dem Beginn der Teilzeitarbeit¹⁴⁾ zusammenfällt, unterstützt die Vermutung, daß im Verhältnis der Partner verschiedene Ehekonzepte aufeinandertrafen, deren Unvereinbarkeit an den mit der Versorgung des Kindes verbundenen Problemen offenbar wurde. Der Wiedereinstieg in den Beruf bringt hier wohl nicht nur die Unhaltbarkeit der Situation für Frau Behrendt zum Ausdruck, sondern man kann vermuten, daß sich darin bereits das Ende der Balance zwischen den Ehepartnern andeutet.

Betrachtet man die Äußerungen der Befragten zum Thema Ehe und Familie, so erscheinen die Kontexte signifikant, in denen diese Äußerungen stehen. Frau Behrendt erwähnt ihre Ehe zum ersten Mal im Zusammenhang mit einer strikten Trennung der Milieus von Beruf und Familie und zum zweiten Mal da, wo sie schildert, wie diese Trennung völlig verlorengeht und sie selbst auf die Rolle der Hausfrau und Mutter beschränkt wird. Die Konsequenz, die sie im Anschluß daran nennt, ist wiederum eine radikale Trennung, diesmal von Mann und Kind.

Wir möchten an die hier geschilderten Sachverhalte eine Überlegung anschließen, die allerdings aufgrund der insgesamt kargen Äußerungen der Befragten zum Thema Ehe und Familie hypothetischen Charakter behalten muß. Unseres Erachtens reproduziert sich in diesem Bereich eine Struktur, die in ähnlicher Weise auch schon in der beruflichen Sphäre aufgezeigt wurde. Es gelingt Frau Behrendt nicht (vielleicht vermeidet sie es auch), mit ihrem Partner Bedingungen auszuhandeln, die ein Arrangement auf Dauer ermöglicht hätten.

Eine Lösung, wie sie in der beruflichen Biographie - zumindest vorübergehend - der Werbebereich bot, ist in der privaten Späre so leicht nicht zu finden. Eine Umdefinition, wie wir sie anhand Frau Behrendts Schilderung des Werbebereichs festgestellt haben, daß nämlich ein langfristiges Arbeitsverhältnis mit Kategorien des Freizeitens und unter dem Anschein von Ungebundenheit wahrgenommen wurde, führt im privaten Bereich zu paradoxen Situationen. Dies gilt zumindest da, wo Beziehungen per definitionem Langfristigkeit und Verbindlichkeit beinhalten, wie es bei Ehe und Familie der Fall ist. Daß aber diese Beziehungen von ihr umdefiniert wurden, dafür spricht - neben den bereits genannten Indizien bei der Thematisierung des Verhältnisses zum Pflegekind - auch die Art und Weise, wie Frau Behrendt die Zeit nach der

Trennung von Mann und Kind beschreibt (078-089).

Was hier als Verlust beschrieben wird, ist nicht das Fehlen von Personen ('ich hatte niemanden'), sondern abstrakt das Fehlen von 'etwas' ("ich hatte nichts"), das dann konsequenterweise auch als etwas "um die Ohren" (083) charakterisiert wird. Was als Mangel wahrgenommen wird, ist das Fehlen von Beschäftigung, Abwechslung. Deutlich wird an dieser Textpassage, wie bei aller Betonung der Sozialdimension, bei allem Interesse an den 'Leuten', es diesen doch im Grunde sehr äußerlich bleibt. Es scheint, daß Personen 'selbst' keine große Bedeutung besitzen, sondern lediglich ihre Funktion, Personifizierung von Abwechslung und Flexibilität (positiv) oder von dauerhaften Ansprüchen (negativ) zu sein.

Daß Frau Behrendt mit der Trennung von ihrem Mann auch die Pflege des Kindes aufgibt - was nach einer Dauer von zwei Jahren trotz aller Schwierigkeiten erklärungsbedürftig ist - unterstützt die oben angestellte Deutung, daß das Kind primär nicht als solches, sondern eher als Objekt eines Familienversuches relevant war, der darüberhinaus stärker der Ehekonzeption des Mannes entsprochen haben mag. Nachdem aber diese Ehebindung gelöst ist, ist nach dieser Logik auch das Kind überflüssig geworden, und die Trennung von ihm erscheint konsequent.

Die drei von Frau Behrendt genannten 'Beschäftigungen' (084f), die ihr in der Zeit nach der Trennung fehlen, werden sprachlich als auf einer Ebene liegend dargestellt, wobei die Arbeit jeweils zuerst genannt wird: ("die ganze Zeit hab' ich gearbeitet und dann auch mit dem Kind ..."/"ich hatte keine Arbeit, ich hatte ...") (084ff). Bei dem Versuch der Reihenbildung: "Ich hatte keine Arbeit, ich hatte ..." wird Frau Behrendt offensichtlich die Inadäquatheit der gleichen Ausdrucksweise für Arbeit und persönliche Beziehungen bewußt und sie korrigiert sich: "mein Mann war nicht mehr da ..." (087).

Die Situation nach der Trennung konnte damals offenbar von ihrem sozialen Umfeld nicht aufgefangen werden. Sie erwähnt in diesem Zusammenhang zwar 'Bekannte', die sie hat, spricht aber nicht von 'Freunden'. Eine solche Funktion scheinen diese Personen in der Trennungszeit auch nicht erfüllt zu haben:

"Und ich hab' hier zwar Bekannte, aber es sind halt nicht sehr viel, und, ja, also ich fühlte mich ziemlich allein, und die konnten mir auch eigentlich, auch nicht so das Gefühl nehmen, diese Leute."

Der Begriff 'Leute', der auch an anderen Stellen im Interview häufig verwendet wird, steht hier wohl als Synonym für Personen, zu denen sie eine 'lockere', unverbindliche Bekanntschaft hat ("Bekannte"). Symptomatisch

ist die Begründung dafür, daß diese ihr damals nicht helfen konnten: ihre mangelnde Anzahl. Dieses Kriterium erscheint im Vergleich mit dem vorher Gesagten auch durchaus stimmig: mehr Leute machen mehr 'um die Ohren'. Allerdings wird auch die begrenzte Reichweite dieser Beziehungen sichtbar: "ich fühlte mich ziemlich allein und die konnten mir auch nicht so das Gefühl nehmen, diese Leute." Offensichtlich ging es nicht nur um ein äußerliches Alleinsein, d.h. um ein Fehlen von Beschäftigung, das man hätte durch eine größere Anzahl an Kontakten beseitigen können, sondern auch noch um eine tiefere Dimension, um ein Gefühl des Alleinseins, das diese Leute 'eigentlich auch nicht nehmen konnten'. Man könnte den Inhalt dieser Aussagen paraphrasieren: 'einerseits hatte ich wenig Bekannte in dieser Situation, aber abgesehen davon konnte mir diese Art von Bekannten auch das Gefühl des Alleinseins nicht nehmen.'¹⁵⁾

An dem Punkt, an dem Frau Behrendts Ehe sich als unhaltbar erweist, und sich außerdem die Unzulänglichkeit ihrer Bekanntschaften zeigt, kommt der Gedanke auf, wieder 'nach Hause' zu gehen, also an den Ort primärer Sozialbeziehungen, die per definitionem anders bestimmt sind als 'flexible' Kontakte: nicht-austauschbar, lebenslang. Dies deutet auf ein Fehlen solcher selbstverständlichen Verbindlichkeit in der Fremde.

Wenn auch die Beziehung zu Mann und Kind dieses 'Zuhause' offensichtlich nicht gewährleisten konnte, so setzt doch ihr Fehlen neben dem Verlust von Abwechslung auch ein Gefühl des Mangels frei, das sie in der Herkunftsfamilie meint kompensieren zu können. Der Wunsch kommt auf trotz der realen Schwierigkeiten, die mit einer solchen Rückkehr verbunden wären. Zum einen hat ja ein solches 'Zuhause' in ihrem Elternhaus nie existiert, und die Großeltern leben nicht mehr. Zum anderen ist Frau Behrendt mit dreiunddreißig Jahren selbst in einem Alter, in dem eine unproblematische Rückkehr zu den Eltern ohnehin nicht mehr möglich wäre. Der Rückgriff auf das alte 'Milieu' ginge wahrscheinlich ins Leere.

2.4. Überblick: Auch eine Form der Individualisierung

Bei der Darstellung des Falles von Margot Behrendt läßt sich auf mehreren Ebenen die Brüchigkeit von Milieus¹⁶⁾ feststellen. In der Herkunftsfamilie hatte ein intaktes familiäres Milieu nie bestanden. Zwar kommt Frau Behrendt in der Krisensituation - nach der Trennung von ihrem Mann - 'Familie' als Zufluchtsort in den Sinn: dort habe sie "irgendwas gesucht, ich weiß nicht was". Aber diese Flucht führt ins Ungewisse.

Auch im beruflichen Bereich befindet sich Frau B. auf der bisher erfolglosen Suche nach einem Milieu, in das sie integriert sein könnte ohne sich anpassen zu müssen. Der folgende Interviewausschnitt bringt das in prägnanter Weise zum Ausdruck: "... wo ich nicht ständig jemand bin, ja, über den 'se so befremdet sind, ne, sondern wo ich so selbstverständlich eigentlich bin, einfach so mit dazu gehöre, und so wie ich bin, nicht groß hinterfragt werde und so, sondern einfach so, ja, wie ich da bin, kann ich da mitarbeiten, ne.'" Im Beruf 'dazu zu gehören' und doch sie selbst zu sein - um nicht mehr und nicht weniger geht es. Kein kleiner Anspruch also. Gelingen ist eine solche Integration bisher nur in einem Bereich, den sie gerade nicht als spezifisch professionellen Bereich wahrgenommen hat, in dem vielmehr Normen des Arbeits- und des Freizeitbereichs diffundierten. Wo eine solche Diffusion nicht möglich ist, zieht Frau Behrendt sich auf eine marginale Position im Arbeitsbereich zurück, eine Haltung, die im Zeitarbeitsverhältnissen besonders leicht zu realisieren ist. Ihre 'eigentlichen'¹⁷⁾ Orientierungen richten sich dann auf den Freizeitbereich und ihre 'Bekanntnen' dort. Doch auch dieses Milieu erweist sich letztlich als brüchig, als Pseudo-Milieu. Das wird in dem Moment deutlich, wo sie sich nach der Trennung von ihrem Mann allein fühlt und dort keine wirkliche Unterstützung erfährt (s.o.S.121).

Andererseits scheint die 'Scene' durchaus eine normativ orientierende Bedeutung zu behalten, denn Frau Behrendt berichtet voller Selbstzweifel darüber, daß sie den herrschenden Freizeitnormen - dem Anspruch auf Aktivität, Kreativität und Vielseitigkeit - gar nicht entsprechen könne: "Was so andere Leute als Aktivität bezeichnen, so, läuft dann / bei mir / manchmal gar nicht." Die Konsequenz daraus ist, daß auch der Freizeitbereich nun unter Leistungsdruck gerät, und sie sich dort - im Vergleich zum Beruf - "hektisch" und ziemlich "strapaziert" fühlt. Mindestens hier scheint sich ihr Versuch, Milieubestände zu mischen, gegen ihre Intentionen zu kehren.

Auch ihre eigene Familie, das familiäre Milieu, wurde von Frau Behrendt - wie wir zu zeigen versucht haben - im Grunde familienuntypisch definiert. Die Äußerungen, die hierzu im Interview zu finden sind, lassen auf eine starke Versachlichung persönlicher Beziehungen und auf die Vermeidung von familiären Bindungswirkungen schließen.

Ihre gegenwärtige Situation erscheint so als die eines (relativ) isolierten Individuums, aller Bindungen ledig, das zwischen den Milieus seine Wege sucht bzw. die Grenzen der Milieus, ihre Definitionen, verändern, verwischen will: Auch das eine Form der Individualisierung.

3. Individualisierung II: Dissoziation und Rekombination eines weiblichen Lebenszusammenhangs

Die folgende Darstellung der Lebensgeschichte von Jutta Fuchs soll der Fall-darstellung von Margot Behrendt vergleichend zur Seite gestellt werden. Einige wesentliche biographische Merkmale sind für beide Fälle ähnlich: beide Frauen sind bei ihren Großeltern aufgewachsen und leben, nach der Trennung bzw. Scheidung vom ehemaligen Partner, allein und haben ihr (zeitweilig angenommenes) Kind nicht bei sich, sondern sich von ihm getrennt bzw. es in Pflege gegeben. Im einen wie im anderen Fall wird in der Zeitarbeit eine Möglichkeit gesehen, die berufliche und private Situation besser zu bewältigen. Die Bedeutung der (statistisch gesehen relativ geringfügigen) Unterschiedlichkeit einzelner biographischer Merkmale erweist sich allerdings erst nach eingehender Analyse des jeweiligen Falls. Zwar sind beide Frauen in den letzten Jahren regional mobil gewesen und (wieder) nach Wilhelmstadt gezogen, aber in unterschiedliche Stadtteile; sie werden von dem Zeitarbeitsunternehmen, für das sie arbeiten, überwiegend für (ähnliche) Büro-tätigkeiten eingesetzt¹⁹⁾, aber diese, gemessen an sonst üblichen Differenzen relative Ähnlichkeit impliziert jedoch weniger Gemeinsamkeit, als man bei oberflächlicher Betrachtung glauben könnte. Gerade wegen dieser teils wesentlichen, teils nur oberflächlich als solche erscheinenden Gemeinsamkeiten der Fälle haben wir sie für eine vergleichende Gegenüberstellung ausgewählt.

3.1. Frühe Kindheit und biographische Ausgangskonstellation

Frau Fuchs ist 1958 in Schattental, einem Vorort von Wilhelmstadt, geboren. Zum Zeitpunkt des Interviews ist sie 25 Jahre alt. Als sie eineinhalb Jahre war, trennten sich ihre Eltern, und Jutta Fuchs, sowie ihre um ein Jahr jüngere Schwester wurden zu ihren Großeltern nach Driebach, einem anderen Vorort von Wilhelmstadt, gebracht. Dort wuchsen die Schwestern auf. Ihren Vater hat Jutta Fuchs praktisch "nicht gekannt", während sie ihrer Mutter später noch einige, seltene Male begegnet ist. Dies habe jedoch "nie etwas Gutes mit sich gebracht", und im Unterschied zu ihrer Schwester sucht Frau Fuchs auch keinen Kontakt mehr zu ihrer Mutter. Sie hat sie sozial und emotional durch die Großmutter substituiert und bezeichnet diese auch während des Interviews als ihre Mutter. Ein erstes einschneidendes Erlebnis ihrer Kindheit scheint der Tod des Großvaters gewesen zu sein, als Frau Fuchs etwa 6 - 7 Jahre alt war. An ihm habe sie sehr gehangen und ihn ge-

rade wegen seiner Strenge besonders gemocht. Was sie bei dem Großvater akzeptiert, seine Strenge, wird mit Bezug auf die Großmutter zum Kritikpunkt. Deren Erziehung scheint sie sich als "Trotzkopf" häufiger widersetzt zu haben, zumal die Großmutter offensichtlich relativ rigide Techniken der (Selbst-)disziplinierung durchzusetzen versuchte (Pünktlichkeit, Sparsamkeit). Dagegen deutet sie in der Erinnerung an den Großvater dessen Strenge (möglicherweise verklärend) nach dem Modell "streng, aber gerecht". Auf die Frage, welche Bedeutung diese unterschiedliche Wahrnehmung von Strenge haben mag, werden wir weiter unten noch eingehen.

Für die weitere Analyse haben wir ein Textstück aus dem Interview mit Jutta Fuchs ausgewählt, das einige, sowohl für den Interviewverlauf, als auch für die Struktur des Falles charakteristische Elemente enthält. Es handelt sich um eine Stelle aus der Anfangsphase des Interviews, in der der Interviewer den Versuch unternimmt, eine biographische Erzählung in Gang zu setzen. Sehr früh und wiederholt begegnet die Interviewte dieser Erzählaufforderung mit Redeübergabe an den Interviewer und der Bitte, er möge ihr doch Fragen stellen. Der im folgenden zitierten Textstelle gehen zwei relativ kurze biographische Teilerzählungen voraus. Die anschließende Rekapitulation der Situation in der Schule erfolgte dann auf eine entsprechende Frage des Interviewers:

001 B: /laut/ Schule - gut. Ich bin gern in die Schule gegangen, hab eigent-
 002 lich auch nie geschwänzt, /hm/ nur ... ich hatt' immer 'ne dumme Ange-
 003 wohnheit gehabt, ich hab immer gern aus'm Fenster gekuckt, aber wenn die
 004 Lehrerin mich gefragt hat: Jutta, was hab ich eben gesagt?, hab ich
 005 immer genau wiederholen können. (lacht) Und so Durchschnitte hatt' ich
 006 eigentlich Noten, so drei, vier, mittelmäßig, ge /hm,hm/ und ... hatt'
 007 halt mein' normalen Hauptschulabschluß gehabt, wollte erst noch auf die
 008 Handelsschule gehen, aber da fing des auch schon 'n bißchen mit der Ar-
 009 beit an und so, ge, weil, war ja, ma wollt' ja gern Geld verdienen /ja/
 010 und so, ma hat ja 'n Großteil zuhause abgegeben, was allerdings die Oma
 011 immer schön gespart hatte, und ... naja, .. Schule - na, ich hatt' halt
 012 Lieblingslehrer, ich hatt' keine Lie..., wie g'sagt, die strengsten Leh-
 013 rer war'n mir immer die liebsten, /ja/ ehrlich, da ham mer der hat noch
 014 'n Schlüssel nach ei'm geworfen oder so, oder ich hatt' mal Kaugummi
 015 gekaut, hat er mich nach Hause geschickt, durfte ich gehn, war ich na-
 016 türlich sehr enttäuscht, aber ich fand's richtig irgendwo, es war ko-
 017 misch, ge, und ... alles so ... Schule - naja gut, die Kinder, die waren,
 018 ich hab mich mit allen nich so gut verstanden, weiß net, die hatten ...
 019 mich dann immer geärgert, wie ich dann, weil ich 'Schuh' hieß, ne, meine
 020 Sommersprossen ha'm die mich immer geärgert und ..., dann auch des mit
 021 'n Zähnen, also da hab ich schon manchmal drunter gelitten, daß ich
 022 nich so in den Kreis mit reinkam, ge. Umd manche, die ham sich dann
 023 doch freundschaftlich eingeschmeichelt, wenn ma irgendwas hatte, und
 024 wenn ma nix hatte, dann, pscht, gleich sin'se wieder's Gegenteil gewesen,
 025 und unheimlich link, ge /hm/. Deswegen - heutzutage, in manchen Dingen
 026 bin ich heut noch noch, zutage noch so leichtgläubig, ge, aber äh, ...
 027 wie soll ich sagen, ... ich erkenn's aber 'n bißchen zu spät, ge /hm/

028 aber des macht ja nix.

Die vorstehende Interviewpassage läßt sich in fünf Segmente gliedern: 1. Normalität der Schulsituation (001-007) 2. Übergang von der Schule in den Beruf (007-011) 3. bevorzugte Lehrer (011-017) 4. problematische Erfahrungen mit Schulkameraden (017-025) 5. Autobiographische Thematisierung und Evaluation (025-028).

Das erste Segment stellt eine Erfahrungsrekapitulation dar, die durch das dominierende Charakterisierungsschema 'Normalität' gekennzeichnet zu sein scheint: nie geschwänzt; durchschnittliche Noten; normaler Hauptschulabschluß. Auch die bereits in (002) einsetzende Darstellung der Unterbrechung des routinemäßigen Ablaufs scheint zunächst nicht mehr zu sein als die die Regel bestätigende Ausnahme. Ihre "dumme Angewohnheit", während des Unterrichts aus dem Fenster zu schauen, provoziert zwar das Kontrollbedürfnis der Lehrerin. Aber deren Versuch, die Aufmerksamkeit der Schülerin zu überwachen, greift gewissermaßen ins Leere. Jutta Fuchs erzählt dies amüsiert. Man darf vermuten, daß sie die Schilderung dieser Begebenheit als Hinweis auf eine kleine Cleverness verstanden wissen will.

Im zweiten Segment wird die Darstellung des Übergangs von der Schule in den Beruf mit dem Hinweis auf gängige, verbreitete Motivlagen gewissermaßen eingerahmt. Sie wollte zwar zunächst noch auf eine weiterführende Schule gehen, aber man wollte ja gern Geld verdienen. Dieses verbreitete Motiv ist sozial zusätzlich eingebunden. Es ging offensichtlich nicht um individuell verfügbares Einkommen, denn "man hat ja einen Großteil zu Hause abgegeben". Deutet dieses Modell der intergenerationellen Verteilung des Familieneinkommens eher auf ein Unterschicht- bzw. Arbeitermilieu, so präzisiert der folgende Hinweis, daß die Großmutter dieses Geld immer schön gespart habe, daß es sich wahrscheinlich innerhalb dieses Milieus um relativ stabile ökonomische Verhältnisse gehandelt haben muß, in denen Motive wie Sparen und Vorsorge durch die Großmutter gefördert wurden.

Im dritten Segment kehrt Frau Fuchs zu dem Hauptthema zurück und beginnt mit der Rekonstruktion ihres Verhältnisses zu den wichtigsten schulischen Bezugspersonen. Sie beginnt ihre Darstellung mit dem Begriff des Lieblingslehrers, den sie aber dann als letztlich unzutreffend fallen läßt. Daß ihr "wie gesagt" die strengsten Lehrer am liebsten waren, verweist auf eine bereits vorher im Interview gemachte, fast gleichlautende Äußerung. Wir werden auf diese zurückkommen. Bemerkenswert ist hier, daß die Strafmaßnahme, nicht etwa Strafarbeiten, Benachrichtigungen der Eltern etc., sondern Ausschluß vom Unterricht, sie "sehr enttäuscht" hat. (Es gibt keinen Hinweis

auf Ironie bei dieser Äußerung) Man kann sich auch andere Reaktionen auf eine unverhoffte Freistunde vorstellen. Auch in ihrer Enttäuschung empfindet sie ihre Bestrafung "irgendwie richtig" und das wiederum "komisch". Ihr selbst ist also die Identifikation mit dem gestrengen Lehrer durchaus nicht völlig selbstverständlich.

Das anschließende Segment kennzeichnet nun die Beziehungen zu den Schulkameraden. Zweierlei ist dabei bemerkenswert: Frau Fuchs scheint sich ausgegrenzt gefühlt zu haben und deutet an, daß sie darunter auch gelitten habe. Bedeutungsvoll ist dabei vor allem auch die Erfahrung des opportunistischen Verhaltens der Schulkameraden. Nicht nur, daß sie unter ihrer Ausgrenzung gelitten hat, sie muß dann auch noch erleben, daß die Kriterien für die Aufnahme bzw. Ausschließung aus dem "Kreis" von Fall zu Fall geändert, nicht gerecht und erwartbar, sondern "link" gehandhabt wurden.

Die Schlußsequenz nimmt die Schilderung der Interaktionserfahrungen mit den Schulkameraden zum Anlaß einer gegenwartsbezogenen Evaluation. Eine offenkundig gegenwärtig virulente Problematik wird bei der Zuwendung zu früheren Phasen der Biographie wiedererkannt. Der Beginn dieses Segments: "deswegen" läßt zwar zunächst erwarten, daß nun die Kausalität eines Schicksals konstruiert oder eine Schlußfolgerung gezogen werden soll. Doch gegen die kognitive und temporale Geschlossenheit von "Weil-" bzw. "Umzu-Motiven" setzt sich die aktuelle Virulenz des Problems durch: "heutzutage, in manchen Dingen bin ich heut' noch ... so leichtgläubig, ge." Wenn auch in dieser Passage die Selbsttypisierung als leichtgläubig nur noch für "manche" Dinge gelten soll, so ist ihr Tenor insgesamt doch eine recht klare Bekräftigung ihrer Selbstcharakterisierung. Akzeptiert man diese Deutung, dann wäre das anschließende "aber" der Ansatz zu einer korrigierenden Aussage. Dies wird von der Interviewten zwar erwogen ("wie soll ich sagen") aber nicht ausgesprochen. Eine solche Aussage hätte lauten können: 'aber im Großen und Ganzen bin ich nicht mehr leichtgläubig'. Akzeptiert man diese Lesart, dann erst macht die wiederholte Verwendung des einschränkenden "aber" im folgenden wiederum Sinn: "ich erkenn aber 'n bißchen zu spät". Diese Bemerkung wäre dann zu verstehen als eine nunmehr vorgenommene Präzision der (unausgesprochenen) Aussage, daß sie im Großen und Ganzen nicht mehr leichtgläubig sei, und macht ihrerseits plausibel, wieso eben dies unausgesprochen blieb. Bemerkenswert ist dabei auf der inhaltlichen Ebene folgendes: die Interviewte transformiert ihre auf psycho-soziale Disponiertheit (Leichtgläubigkeit) verweisende Selbstdeutung und drückt ihr 'Problem' in der Zeitdimension aus. Frau Fuchs unternimmt hier einen Schritt in der Durcharbeitung ihrer Lebensgeschichte. Im Unter-

schied zu Selbsttypisierungen, die auf Dispositionen verweisen (Empfindlichkeit, Ängstlichkeit etc.) und deshalb zwar benannt, aber aus der Thematisierung herausgehalten werden können, und im Unterschied zu Selbstdeutungen, die als revidierbar oder tolerierbar gelten (ich hatte ne dumme Angewohnheit; damals war ich unzuverlässig), stellt diese "Einsicht" in die Probleme des Reaktions- bzw. Antizipationsvermögens bereits eine vergleichsweise pragmatische Umformulierung der Problemstellung dar. Wir glauben, daß die Art, wie diese Einsicht "erarbeitet" und ebenso rasch wieder zugedeckt wird, sie signifikant von der Vielzahl anderer 'selbstreflexiver' Äußerungen unterscheidet, die das gesamte Interview durchziehen. Diese Sequenz ist also in diesem Sinne für den gesamten Text typisch und untypisch zugleich.

3.2. "...ich erkenne aber ein bißchen zu spät, ...aber das macht ja nix".

Wir möchten diese zuletzt interpretierte Aussage von Frau Fuchs zum Ausgangspunkt unserer weiteren Darstellung machen, da sich in ihr wesentliche Bedingungen und Motive ihrer biographischen Entwicklung zusammenziehen lassen. Daß wir damit nicht einfach eine Selbstdeutung der Interviewten übernehmen, wollen wir sicherheitshalber noch betonen. An eine (von verschiedenen) Selbstdeutungen der Interviewten anzuknüpfen, scheint uns jedoch dann gerechtfertigt, wenn sich in ihrer Form und in ihrem Inhalt die Fallstruktur reproduziert. Dies muß nun allerdings die weitere Falldarstellung erst belegen. Jutta Fuchs' Bemerkung, sie "erkenne /etwas/ aber zu spät" mag ja auch (in dem "aber") andeuten, daß sie Ahnungen, Vermutungen über den Lauf der Dinge hat, daß sie aber nicht 'richtig' erwartet, schließlich doch überrascht wird. Wir möchten diese Fassung der Problemstellung, als Schwierigkeit, angemessene Erwartungen auszubilden, an einem weiteren Textsegment belegen, das wir auch zur weiteren Kontextuierung des ersten Segments heranziehen können. Frau Fuchs hatte in einer sehr gerafften biographischen Kurzerzählung - gewissermaßen in einem Atemzug - berichtet, daß sie ihre Ausbildung als Großhandelskauffrau nicht abgeschlossen, die Lehre nicht bestanden und gleich im Anschluß daran begonnen hatte, bei einer Zeitarbeitsfirma zu arbeiten. Nachfragen des Interviewers veranlaßten sie dann zur folgenden Präzisierung, die sich ganz offensichtlich auf die Situation in der Berufsschule bezieht.

029 "In der Schule war ich nich so gut, aber ich hab auch viel lieber
030 praktisch gearbeitet, ne, also, weil des war immer komisch, wenn ich zu-
031 hause gelernt habe, da hat des wunderbar geklappt, echt wunderbar /hm,
032 hm/ und wenn ich in der Schul dann, mir mir da hat, des war auch ein ko-

033 mischer Lehrer gewesen, der war net, ich mag lieber strenge Lehrer, und
 034 der war net so streng gewesen, /ja/ dem war des egal, ob mer Aufgaben
 035 gemacht haben, überhaupt, was mir machen wollten, ob wir was erreichen
 036 wollten oder nich, und des kann ich nich ha'm, ich brauch halt 'n biß-
 037 chen 'ne feste Hand, ne /ja/, und... dadurch is ma dann halt auch 'n
 038 bißchen leichtsinnig geworden, und hat net so da drauf geachtet, und naja,
 039 wenn ma sich dann mal gemeld't hat, und hat 'n echt aus Blödsinn mal was,
 040 was bißchen Verkehrtes g'sagt, na hat der losgelacht, und die ganze Klas-
 041 se hinnerher, daß mer net mehr getraut hat sich zu melden, so wie des
 042 dann halt weitergeht, weil ich bin dann auch 'n bißchen schnell gekränkt
 043 in der Beziehung, ne, na kam ich auch gar net mehr richtig hoch, ge, des
 044 war dann immer mehr ... abgesackt, und ich wollt' dann nich mehr und bin
 045 dann auch gleich richtig in Beruf reingegangen, und wollt' dann auch bei
 046 die Zeitarbeitsfirma."

Wir verzichten hier auf eine genaue Analyse des Textes und beschränken uns darauf, das bereits hier²⁰⁾ auftauchende Motiv: "Vorliebe für strenge Lehrer", noch einmal aufzunehmen und zu deuten. Es scheint uns zu zentral zu sein, als daß wir es, nur um den Verdacht zu vermeiden, Vulgärpsychoanalyse zu betreiben, aus der Interpretation aussparen könnten. Was in der Aussage "ich brauche 'ne feste Hand" (036) zum Ausdruck kommt, ist im Grunde eine Erwartungsunsicherheit, die sich auf die sachliche, soziale und temporale Dimension gleichermaßen bezieht. Die Schülerin erfährt es als eine massive Verunsicherung, daß sie ohne die entsprechende Anleitung nicht weiß, welche Leistungen erwartet bzw. gefordert werden. Die möglicherweise objektiv komische Unterrichtssituation, das Lachen von Schulkameraden und Lehrer, scheint sie als Hohn empfunden zu haben. Disqualifizierung in der Sach- und in der Sozialdimension werden als verknüpft erlebt. Auf eine solche Situation war Jutta Fuchs nicht vorbereitet. Ein strenger Lehrer hätte ihr klare Orientierungsmarken gesetzt. Fehlen diese, wird sie überrascht, gleichsam "kalt erwischt". Auch in der zuvor geschilderten Begebenheit klingt dieses Motiv ja an: die verträumte Schülerin guckt aus dem Fenster und soll wegen fehlender Aufmerksamkeit diszipliniert werden (004). Hier scheint ihr zu gelingen, was sie bei anderen Anlässen wohl nicht hat verhindern können: bloßgestellt, blamiert zu werden. Wohl gemerkt: es geht uns hier nicht darum, 'Schlüsselerlebnisse' seelischer Kränkung zu rekonstruieren. Wir bemühen uns darum, die in den verschiedenen berichteten Szenen für uns erkennbare Grundstruktur sozialer Desorientierung freizulegen. Was der Lehrer zu tun hätte, wäre, ihr klipp und klar zu sagen, was sie zu tun und zu leisten hat, damit sie sich nicht blamiert. Und für die Schulkameraden, deren Zuneigung zwar käuflich, aber letztlich unkalkulierbar zu sein scheint, gilt dies mutatis mutandis auch. Zwar erkennt Jutta Fuchs schließlich, woran sie ist. Doch dann ist es manchmal zu spät und es gelingt ihr nur mit großer Anstrengung und unter Inkaufnahme von Nachteilen, die Konsequenzen auszugleichen. Dies wollen wir im folgenden

an einigen wichtigen Stationen der Biographie von Jutta Fuchs nachzeichnen.

3.3. Eine Verlaufskurve? - Nicht nur.²¹⁾

Rekonstruiert man Jutta Fuchs' Übergang von der Schule in den Beruf, so wird deutlich, daß die Vorstellungen, die sie von ihrem späteren Beruf hatte, zu wenig konturiert waren, als daß sie ihr gestattet hätten, sich mit den an sie herangetragenen Vorschlägen, milieuspezifischen Erwartungen und schließlich den dirigierenden Eingriffen des Ausbildungsbetriebes hätte erfolgreich auseinandersetzen können.

Welche Vorstellungen vom Beruf sie am Ende der Schulzeit hatte, erzählt sie lachend: "was ma halt sich so gewünscht hat. Gesungen hab' ich gerne...und da hab ich immer gedacht,ach ich wer 'n Sängerin mit tanzen. Oder Frisöse". Den Vorschlag der Mutter/Großmutter, sie solle ins Büro gehen, akzeptiert sie ohne Widerstand. Die Lehre als Großhandelskauffrau schließt sie aber nicht ab, da sie die Prüfung nicht besteht. Für dieses Versagen gibt sie folgende Erklärungen: Ursprünglich sei sie als Bürokaufmann ausgebildet worden und dann, offensichtlich wegen eines veränderten Bedarfs bei der Lehrfirma, nach einem 3/4 Jahr in eine andere Berufsschule geschickt worden, wo sie ihre Ausbildung als Großhandelskaufmann fortsetzte. Seit diesem Schulwechsel sei es mit ihr "total bergab gegangen", während sie in der alten Schule "auch gute Noten" gehabt habe. Ein Angebot, die Prüfung zu wiederholen, schlug sie aus. Sie hatte "keine Lust mehr...wollte net mehr"... "Und da hab' ich dann gesagt, nix mehr, wenn's vorbei ist, dann geh' ich arbeiten. Und das erste was ich gemacht hab' ist: bei die Zeitarbeit gegangen." Frau Fuchs, die diesen raschen Entschluß heute bedauert, arbeitet dann zunächst für ein 3/4 Jahr als Zeitarbeitnehmerin und hatte dann wohl die Absicht bei einer der Firmen "fest" anzufangen. Als sie schwanger wurde, kündigte man ihr dort, obwohl sie, wie sie nachträglich feststellte, im Prinzip Anspruch auf Kündigungsschutz hätte geltend machen können. Sie kehrt zur Zeitarbeit zurück und ist froh, hebt dies auch mehrfach hervor, dort "noch mal ne Chance" bekommen zu haben. Den Vater ihres Kindes heiratet sie Ende 1978, als sie im fünften Monat schwanger ist. Es folgt eine Phase verstärkter Turbulenzen, denn die Ehe gerät bereits kurz nach der Geburt der Tochter in eine Krise, die dazu führt, daß Frau Fuchs acht Monate nach der Heirat die Scheidung einreicht. Das Paar hatte nach der Hochzeit in einem nahegelegenen Vorort von Wilhelmstadt eine Wohnung bezogen und diese teuer eingerichtet. Dafür wurden Kredite in Höhe von etwa 30000 DM aufgenommen.

Eine Mietpreiserhöhung, ein Autounfall des Ehemannes und eine Heizkostennachzahlungsforderung führen zu unüberwindlichen finanziellen Schwierigkeiten, die Herrn Fuchs dazu veranlassen, zu seiner Herkunftsfamilie ins Ruhrgebiet zurückzukehren. Frau Fuchs, die den Entschluß zur Ehe auch auf starken Druck der Schwiegereltern gefaßt und bei der Heirat "irgendwie geahnt" hatte, "daß es nicht gut geht", bleibt mit ihrer Tochter in Wilhelmstadt. Vor ihrer Schwangerschaft hatte sie sich einer Operation unterziehen müssen, die sie befürchten ließ, die Gebärfähigkeit zu verlieren. Als sie dann - unerwartet - doch schwanger wurde, habe sie sich für das Kind entschieden, nicht eigentlich aber auch für ihren Mann. Die Ereignisse haben sie dann "überrollt". "Das Kennenlernen, das Verloben, das Kind bekommen, also schwanger werden und das Heiraten, das ging alles zu schnell". Die 1979 von Jutta Fuchs eingereichte Scheidung wird, da ihr Mann nicht einwilligt, erst 1981 rechtswirksam. Diese Phase ist für Jutta Fuchs extrem problematisch. Zunächst arbeitet sie nach der Geburt ihrer Tochter ein 3/4 Jahr nicht und bezieht Sozialhilfe. Eine neue Bekanntschaft mit einem Mann, für dessen Schulden sie die Bürgschaft übernimmt, bringt sie in zusätzliche Schwierigkeiten. Noch heute hat sie finanzielle Verpflichtungen aus dieser Bürgschaft, während der Bekannte sich längst davongemacht hat. Mehrfach muß sie umziehen und schließlich droht ihr mit ihrer Tochter die Einweisung in eine Wohnung, die das Sozialamt verwaltet. Die Gefahr, dadurch endgültig "abgestempelt" zu werden und ins "Asozialen"-Milieu zu geraten, alarmiert sie und führt zu einem Wendepunkt in ihrer biographischen Entwicklung (s.a.u. S.135). In dieser Phase empfindet sie es als umso hilfreicher, daß ihr bei der Zeitarbeitsfirma trotz ihrer privaten Schwierigkeiten (Schulden etc.) immer wieder Arbeitsmöglichkeiten gegeben werden. Daß sie dort nicht "gleich abgestempelt" wird, gibt ihr einen gewissen Mut und stabilisiert ihre Orientierung auf diese Beschäftigungsform, wie umgekehrt diese Beschäftigungsform sie zu stabilisieren beginnt.

3.3.1. Stabilisierung aus eigener Kraft

Als Grund dafür, daß sie unmittelbar im Anschluß an ihre Lehre bzw. die nicht bestandene Prüfung bei einer Zeitarbeitsfirma begonnen habe, nennt sie die erhoffte Abwechslung, die mit dieser Beschäftigungsform verbunden sein kann: "da hab' ich das gehört, Zeitarbeit, abwechselnd in der Firma, in der Firma, gut, toll". Neben diesem Grund dürfte eine Rolle gespielt haben, daß das Faktum des fehlenden Abschlusses für ihre Beschäftigung beim Zeitarbeitsunter-

nehmen weniger Gewicht hat, und sie deshalb dort auch tatsächlich "gleich richtig in den Beruf" (vgl. 045) kam, ohne eine neuerliche Anlernzeit absolvieren zu müssen. Die "Eingangstüren" sind beim Zeitarbeitsunternehmen leichter zu öffnen, haben allerdings auch den Charakter von Drehtüren. Nach unserer Interpretation sind aber zwei weitere Aspekte dafür ausschlaggebend, daß Frau Fuchs solange "dabei geblieben" ist; mit Unterbrechungen macht sie nunmehr seit sieben Jahren Zeitarbeit. Die Berichte über ihre Arbeitssituation lassen recht eindeutig erkennen, daß sie sich bei ihren "Einsätzen" jeweils sehr verausgabt. Mehrfach, so berichtet sie nicht ohne Stolz, habe sie ein ihr vorgegebenes Arbeitspensum in der Hälfte der üblichen Zeit erledigt. Auch bei Krankheit versucht sie durchzuhalten: "da müßt' ich schon umfallen, damit ich geh". Ihren Arbeitsstil charakterisiert sie als zügig und schnell und, so als ob sie mögliche Hemmungen und Zweifel beim Arbeitsbeginn gar nicht erst aufkommen lassen wolle, sagt sie: "ich muß richtig so 'n bißchen reinstolpern, schon, und: Arbeit da, und gleich loslegen". Es scheint ein bißchen so zu sein, als ob Frau Fuchs zu Beginn der Arbeit (sich) richtig aufdreht, und dann, ohne nach rechts und links zu schauen, die Arbeit abspult.

Wir interpretieren dieses - gegen sich selbst teilweise schonungslose - Arbeitsverhalten als Versuch, die Schwierigkeiten zu vermeiden, die ihr in früheren biographischen Phasen dadurch entstanden sind, daß sie die an sie gerichteten Erwartungen falsch erwartet, die Leistungsanforderungen nicht erfüllt hatte. Indem sie sich immer wieder "in die Arbeit hineinstürzt", muß sie nicht befürchten, wegen fehlender Leistung diskriminiert zu werden. Hierin dürfte ein weiteres Moment liegen, das den Arbeitsstil von Frau Fuchs motiviert: das Ringen um Anerkennung und die Vermeidung der Diskriminierung. Daß sie mit ihrem überrissenen Arbeitsstil nicht nur das ungläubige Staunen mancher ihrer Vorgesetzten hervorruft, sondern möglicherweise auch die Ablehnung von Arbeitskollegen, scheint sie nur begrenzt zu realisieren. In einer 'festen' Stelle wäre eine solche Verhaltensstrategie auf Dauer nicht durchzuhalten. Aber auch so bleibt ihr Status in den jeweiligen Betrieben - Frau Fuchs berichtet davon, daß sie insgesamt in mindestens fünfzig verschiedenen Betrieben eingesetzt war - vielleicht auch gerade wegen des von ihr praktizierten Arbeitsverhaltens, prekär. Mit Anzeichen deutlicher Irritiertheit berichtet sie von Fällen, in denen sie von Lehrlingen, die ja selbst in der betrieblichen Hierarchie am weitesten unten rangieren, nicht mit dem angemessenen Respekt behandelt worden sei. Oft werde sie als "Aushilfe" betrachtet und im Grunde gar nicht zur Kenntnis genommen.

Die Verortung im System der betrieblichen Hierarchie und die Orientierung in dem Gestrüpp informeller Normen scheint Frau Fuchs schwerzufallen. Gegen diese Einschätzung sprechen auch nicht wiederholte, geradezu enthusiastische Bemerkungen darüber, wie gut in dieser oder jener Firma das Betriebsklima ("echt ganz toll") gewesen sei. Wir interpretieren dies eher als den Ausdruck eines Wunsches nach sozialer Integration. Am präzisesten läßt sich das Verhältnis, das Frau Fuchs zu ihren Kolleginnen haben mag, vielleicht an einer Bemerkung ablesen, die sie macht, nachdem sie auf die Spannungen und Intrigen eingegangen ist, die das Arbeitsklima in einem bestimmten Betrieb kennzeichneten. "...eigentlich hab' ich mich soweit getrennt ganz gut mit denen verstanden." Das persönliche Verhältnis zu jeder einzelnen Kollegin scheint sie als befriedigend erlebt zu haben. Strategische Interaktionen, Intrigen, Koalitionen - das scheint dagegen nicht die Sache von Frau Fuchs zu sein. Dies ist ebenso sympathisch, wie es andererseits unrealistisch wäre, diese interaktive Dimension von Kooperation ignorieren zu wollen. Auch ihre im Verlauf des Interviews wiederholte Betonung der Bedeutung von Menschenkenntnis - als notwendige Voraussetzung sich in den häufig wechselnden Arbeitskontexten zurecht zu finden - läßt den Schluß nicht zu, daß sie selbst darüber ausreichend verfüge. Die folgende Passage macht das deutlich, auch wenn sie scheinbar etwas anderes besagt.

047 I: Is das denn sehr schwierig, sich immer so auf neue Kollegen einzu-
048 stellen?

049 B: Nee, hab ich keine, keine Bedenken. Ich geh immer so den Leu..., auf
050 die Leute zu, wie sie mir entgegenkommen. Wie mer in sch..., Wald
051 ruft, so schallt's zurück. Aber jetzt von denen angefangen zu rufen,
052 ne. Und mir dementsprechend, phh, ich weiß net, ma sieht des de...,
053 ich hab echt Wahnsinns..., ich muß schon sagen, was.. äh, ich will
054 net behaupten, daß ich ne Wahnsinnsmenschenkenntnis habe, aber ich
055 weiß, wie ich die Leut' irgendwie zu nehmen hab, wenn ich se mal
056 kennengelernt habe, ne, und dementsprechend richt' ich mich dann
057 auch ein, ge. Das is.. ich weiß, jeder ist net immer gut gelaunt,
058 ne, und so, und.. ich mein, des klappt schon wunderbar.

Nun kann es nicht darum gehen, Frau Fuchs' behauptete Menschenkenntnis in Zweifel zu ziehen, ihr gewissermaßen Selbstüberschätzung 'vorzuwerfen'.

Sie korrigiert sich ja diesbezüglich selbst, bricht eine ihr übertrieben erscheinende Formulierung ab und schränkt sie ein: "daß sie Wahnsinnsmenschenkenntnis habe, das wolle sie nicht behaupten, aber..." (054).

Menschenkenntnis, so man über sie verfügt, macht nun allerdings zu einem gewissen Grade unabhängig davon, 'andere' kennenlernen zu müssen, bevor man weiß, wie man sich ihnen gegenüber einzustellen hat, was man von ihnen zu erwarten hat. Zumindest kann dieser Prozeß entscheidend verkürzt werden, und ein solcher Zeitgewinn erlaubt es dann, antizipatorisch zu reagieren.

Die von Frau Fuchs verwendete Redensart: 'wie man in den Wald ruft, so schallt es zurück' impliziert ja auch dieses Moment der Antizipation. Aber Frau Fuchs stellt sich nicht aus der Perspektive derjenigen dar, die antizipiert und das Echo hervorruft. Und doch scheint sie sich nicht nur als Resonanzboden zu erleben, den andere in Schwingung versetzen. Dies wird gerade auch an der Korrektur zweier sprachlicher 'Früh-Starts' deutlich, die sie vornimmt. Wir interpretieren die beiden jeweils abgebrochenen Satzanfänge (049/50) jedenfalls als Ausdruck einer subjektiven Priorisierung der Reaktion. Die jeweils nachträglich vorgenommene Herstellung der (tatsächlichen) Reihenfolge von Aktion und Reaktion entkräftet diesen Hinweis auf Frau Fuchs' subjektives Erleben nicht völlig. Auch die Eingangsformulierung (hab ich keine Bedenken) sowie der schließlich abgeschwächte Hinweis auf die eigene Menschenkenntnis sind Sprachgesten, die Selbstgewißheit signalisieren und die Interpretation stützen, daß Frau Fuchs sich als handelnd erlebt. Worin gründet sich dieses Erleben, wenn doch der propositionale Gehalt ihrer Aussagen eher eine gegenteilige Interpretation nahelegt²²⁾ ? Es ist denkbar, daß Frau Fuchs auch antizipatorisch reagiert, und sich insofern als handelnd erlebt. Eine andere Interpretation scheint uns jedoch plausibler: Frau Fuchs reduziert die doppelte Kontingenz der von ihr beschriebenen dyadischen Interaktion, in dem sie ('ego') sich als Erwartende, als Seligierende auf "dementsprechendes", angemessenes Reagieren auf 'alter' vorher festlegt. Indem sie sich festlegt, schaltet sie sich als Quelle von Kontingenz aus und reduziert damit die Komplexität der Situation doppelter Kontingenz. Indem sie sich selbst und vorher konditioniert, gewinnt sie (subjektiv) Spielraum, und darin mag ihr Erleben als Handelnde begründet sein. Auch legt sie sich nicht fest auf das Modell doppelter Konditionierung²³⁾: wie Du mir, so ich Dir. Sie kann dem "muffligen" Kollegen im Prinzip ebenso mufflig wie rücksichtsvoll begegnen. Die letztere Reaktion ist nach allem, was wir im Interview berichtet bekamen, die häufigere, die wahrscheinlichere, aber es gibt auch Ausnahmen.

Gerade weil Frau Fuchs diese generalisierte Einstellungsbereitschaft offensichtlich nicht habitualisiert, sondern als je zu erbringende Leistung versteht, scheint sie sich nicht nur fremdbestimmt zu erleben. Bei einer solchen Interpretation wird aber auch verständlich, wieso soziale Interaktionen für sie tendenziell auf dyadische Interaktionen eingeschränkt bleiben. Die Unsicherheit darüber, welche Erwartungserwartungen in der Interaktion zum Zuge kommen, darauf hatten wir bereits hingewiesen, ist für sie Anlaß und Versuch für eine Problemlösung. Diese besteht darin, ähnlich der

weiter oben beschriebenen Arbeitstechnik (s.o. S.132), sich gewissermaßen unter Zugzwang zu setzen. Ein solches Verfahren scheint angesichts der persönlichen Schwierigkeiten und der objektiven Struktur der Situation in der Zeitarbeit durchaus funktional, aber auch außerordentlich strapaziös. In der Interaktion mit Kollegen ist es zum Beispiel außerordentlich aufwendig und gewissermaßen nur ad personam realisierbar. In Gruppenzusammenhängen wäre Frau Fuchs mit dieser Technik recht rasch hoffnungslos überfordert. Wir sind auf diese Techniken der Stabilisierung durch Selbstkonditionierung eingegangen, um zu zeigen, wie sich Frau Fuchs mit den ihr zur Verfügung stehenden Handlungsressourcen eine Möglichkeit geschaffen hat, erst einmal Boden unter die Füße zu bekommen. Ob eine solche Verhaltensstrategie längerfristig durchhaltbar ist, muß bezweifelt werden. Wir möchten jedoch, bevor wir derartige Prognosen stellen, noch an einem weiteren Lebensbereich zeigen, wie es Frau Fuchs gelingt, ihre biographische Entwicklung zu stabilisieren.

3.3.2. Milieu als System von Stützpunkten

Bereits im Zusammenhang mit den Darstellungen der turbulenten Phase in Jutta Fuchs' Biographie nach der Trennung von ihrem Mann bis zur schließlichen Scheidung hatten wir auf einen Wendepunkt hingewiesen: die drohende Einweisung in eine Siedlung durch das Wohnungsamt.

"Äh, ich hab mal in Wilhelmstadt gewohnt, ich hab mal ganz kurz im Ruhrgebiet bei meinem geschiedenen Mann, also bei meinem Ex-Mann damals gewohnt, ne, und..hm.. also in Wilhelmstadt, in Dudenhof hab ich mal gewohnt, aber es hat mich immer wieder hierher /nach Driebach/ zurückgezogen, ge, weil die ganzen fremden Leute, bei mir is halt jetzt so, die Mutter wohnt zwei Straßen weiter, die Tante drei Straßen, die Schwester wohnt mit ihrem Mann hier, und des is schon besser, grad auch wegen dem Kind, ne, weil ich, da draußen hätt ich wahrscheinlich auch gar net arbeiten gehen können, ne, /hm/ und na hab ich dann hier Gottseidank, nach Müh und Not ne Wohnung bekommen, ge, war also 'n Kampf, die wollten mich vom Wohnungsamt, die wollten mich schon bei uns hier in diese äh, /Siedlung/, diese totalen äh, äh, Asozialenverhältnisse da reinstecken, ne, und 'na hab ich aber g'sagt, nee, da schlaf ich lieber mit mei'm Kind auf der Straße, ge. Also weil ma da auch ziemlich schnell abgestempelt wird und, egal ob's is oder nich is, ne, un' na hab ich g'sagt: nö, und privat hab ich dann diese Wohnung bekommen, ne, /hm/ und die is auch recht günstig und ... das 's schon toll."

Die verschiedenen Wohnungswechsel werden in dieser kurzen Erzählung gar nicht alle genannt. Entscheidend ist hier auch die Rückwendung zum Herkunftsmilieu, die sehr prägnant zum Ausdruck kommt. Driebach, der Vorort von Wilhelmstadt, in dem Frau Fuchs aufwuchs, ist durch ein traditionelles Arbeitermilieu geprägt. Die von den Frauen (Mutter, Tante, Schwester (s.o.))

dominierten erweiterten Verwandtschafts- und Wohnverhältnisse scheinen noch intakt zu sein, die entsprechenden Wohnverhältnisse lassen sich durch informelle Kontakte schaffen: Hierfür gibt es einen lokalen Wohnungsmarkt im Stadtteil Alt-Driebach, über den es in einer entsprechenden Stadtteilanalyse heißt:

"Die verglichen mit den Fortzügen hohe Rate von Umzügen in Alt-Driebach - also im Nahbereich - ist insofern bemerkenswert, als darin der Wunsch einer größeren Gruppe von Wohnungssuchenden sichtbar wird, unter Beibehaltung der vertrauten Wohnumgebung die Wohnsituation ihren Bedürfnissen besser anzupassen. Dieser Ausgleich vollzieht sich über lokale Teilmärkte, die nicht in anonymen Beziehungen organisiert sind ("man informiert sich gegenseitig, man kennt den Hausbesitzer und umgekehrt"). Solche lokalen Wohnungsmärkte sind nur bedingt öffentlich im formellen Sinne, das heißt für jedermann zugänglich, etwa über Zeitungsinserate oder Makler. Sie sind aber dafür um so offener für die realen Bedürfnisse der Bewohner eines Viertels. Ihre wesentliche ökonomische Funktion liegt in der Stabilisierung eines unterdurchschnittlichen Mietniveaus, welches die Basis bildet für eine von öffentlichen Hilfen unabhängige Lebenshaltung. Ihre soziale Form liegt darin, daß Alt-Driebacher weiter im Stadtteil wohnen bleiben können."²⁴⁾

Bei dem Ausbau der offensichtlich sehr heruntergekommenen Eineinhalb-Zimmerwohnung ("das war 'ne Bruchbude") wird Frau Fuchs von einem Bekannten unterstützt, mit dem sie zunächst in Wilhelmstadt zusammen wohnte, dann die gemeinsam renovierte Wohnung in Alt-Driebach bezog und der nun in einer weiteren Wohnung desselben Hauses eingezogen ist. Obwohl sie mit ihrem Bekannten nun schon seit über zwei Jahren zusammenlebt, wollte sie nicht auf Dauer mit ihm zusammenwohnen. Nachdem nun auch die zweite Wohnung mehr oder weniger bezugsfertig ist, stellt sich Frau Fuchs' Lebenssituation folgendermaßen dar: während sie arbeitet, ist ihre Tochter bei ihrer Mutter/Großmutter untergebracht. Unmittelbar nach der Arbeit besucht sie diese für etwa zwei bis zweieinhalb Stunden, allerdings nicht an den Wochenenden. Diese möchte sie für sich als Freizeit behalten. Nach Hause in ihre Wohnung zurückgekehrt, verbringt sie dann mehr oder weniger regelmäßig einen Teil des Abends mit ihrem Freund. Wichtig ist jedoch, daß sie ihren eigenen Bereich hat und sich jederzeit in diese beschützte Territorialität zurückziehen kann. Formen segmentärer (Verwandtschafts- und Stadtteilmilieu) und funktionaler Differenzierung (Trennung von Produktion, individueller und familialer Reproduktion) werden auf eine eigentümliche Weise kombiniert. Vor dem Hintergrund und unter Nutzung traditioneller milieuspezifischer Strukturen und sozialer Netzwerke entwickelt Frau Fuchs eine Lebensform extremer Individualisierung bei gleichzeitiger Anschließung an andere soziale Systeme.

Entspricht die Nutzung matrilinearere Familienbeziehungen für die Unterbringungen der Kinder berufstätiger Frauen noch völlig dem traditionellen

Verhaltensmuster im Arbeitermilieu, so ist die zeitliche Begrenzung des eigentlichen Kontakts zu ihrer Tochter sowie die Aussparung des Wochenendes doch bemerkenswert. Dies mag mit dem sich wechselseitig stabilisierenden Interesse von Frau Fuchs, die so nach anstrengender Berufstätigkeit eine geregelte Freizeit, und der Mutter/Großmutter, die so mehr von ihrer Enkelin hat, begründet sein. Die darüber hinaus aber auch praktizierte Binnendifferenzierung im Verhältnis zu ihrem Partner läßt insgesamt dann ein System kleinerer, untereinander verknüpfter Lebenskreise entstehen. So wird der traditionelle weibliche Lebenszusammenhang in einer eigentümlichen Weise neu hergestellt.

Daß Frau Fuchs auch mit ihrem Partner nicht zusammen wohnen will, begründet sie mit dem Hinweis darauf, daß ihr zu oft die Tür gewiesen, etwas weggenommen wurde und sie von anderen, insbesondere von ihren männlichen Bezugspersonen verlassen bzw. enttäuscht wurde. Sie ist mißtrauisch geworden, nicht nur was andere anbelangt, sie mißtraut auch sich selber im Hinblick auf ihre Fähigkeit, Risiken angemessen einschätzen zu können. Daß sie "dieses Pech mit Freunden...hatte" führt sie auch darauf zurück "weil ich halt ein bißchen gutgläubig bin". Wir interpretieren Frau Fuchs' Gestaltung ihres Lebenszusammenhangs auch unter diesem Gesichtspunkt: Verteilung von Risiken durch Abgrenzung. Was sie in der Bearbeitung und Erfahrung ihrer Lebensgeschichte erkannt zu haben glaubt, nämlich zu gutgläubig, vertrauensselig und naiv agiert zu haben, versucht sie nun unter Kontrolle zu bringen: mit kalkuliertem Mißtrauen, einer Portion Egoismus. Diese Wohnung wird ihr niemand mehr wegnehmen.

4. Die Fälle im Vergleich: Besondere Gemeinsamkeiten - gemeinsame Besonderheiten - Typisches

Der berufliche Lebenslauf von Frau Behrendt mündet, nach einer Phase der Kontinuität und Konsolidierung, wieder in eine instabile Situation. Insgesamt erscheint ihre Berufsbiographie von einer unbestimmten Suche nach Arbeitsverhältnissen geprägt zu sein, in denen soziale und sachliche Dimensionen diffundieren. Die 'Mischung' scheint für Frau Behrendt am ehesten die Chance zu bieten, nicht zwischen alternativen Orientierungen (universalistisch-spezifisch vs partikularistisch-diffus) gleichsam 'aufgerieben' zu werden. Wo sie eine solche Gemengelage nicht vorfindet bzw. nicht herstellen kann, nutzt sie zur Selbst-Behauptung die Technik der Distanzierung. Die Beschäftigungsform der Zeitarbeit bekommt dadurch in diesem Fall

eine suspensive Funktion²⁵⁾: definitive (berufs-) biographische Bindungen werden vermieden, aufgeschoben bis in ungewisser Zukunft das 'Eigentliche' gefunden ist.

Für Frau Fuchs gilt, daß ihre berufliche Entwicklung deutlicher sozial-konditional gerahmt ist, aber zusätzlich durch 'endogene' - zumindest von ihr so zugerechnete - Kontingenzen katalysiert wird: Sie verstrickt sich - so scheint es - in zusätzliche Schwierigkeiten. Gegen diese Verlaufskurvendynamik²⁶⁾ entwickelt sich eine Problemlösungsstrategie, die man als Selbstkonditionierung bezeichnen könnte. Für beide Frauen gilt, daß sie keine 'instrumentelle' Einstellung zur Arbeit haben. Aber dies besagt recht wenig, denn die Diskriminierung entlang der Dimension 'intrinsisch-instrumentell' ist hier nur bedingt informativ. Als ledige bzw. geschiedene Frauen (ohne realisierbare Versorgungsansprüche) sind beide auf Arbeitseinkommen angewiesen. Aber ganz unabhängig von dieser ökonomischen Notwendigkeit hat Arbeit/Berufstätigkeit für beide Frauen eine andere und unterschiedliche Bedeutung: Für Frau Fuchs scheint Arbeit, neben aller ökonomischen Bedeutung v.a. eine sozial-integrative Funktion zu haben. Dies gilt auf besondere Weise für die Zeitarbeit. Nicht nur in dem Sinne, daß sie dort 'überhaupt' eine Stelle bekommt, sondern auch in dem Sinne, daß ihre spezifischen Probleme im Umgang mit Erwartungserwartungen dort - scheinbar paradoxer Weise - eher lösbar erscheinen, obwohl sie sich in verschärfter Form stellen. Frau Fuchs' Orientierung gegenüber sozialen Objekten war primär und dominant über Personen vermittelt. Die Bezüge zur Sachdimension (und zur Zeitdimension) werden durch die Sozialdimension gleichsam 'geführt', waren in diese inkorporiert. Diese milieuspezifisch-typische motivationale und Handlungsorientierung²⁷⁾ scheint jedoch bereits in der sekundären Sozialisationsphase zu Problemen geführt zu haben (vgl. o. S.129). Dies mag sich später, wo Frau Fuchs aus mehr oder weniger kontingenten Gründen ihr Herkunftsmilieu verläßt, als Problem verschärft haben. Frau Fuchs scheitert in der Berufsausbildung und in ihren privaten Beziehungen. Die durch Personenorientierung 'geführten' Sozialbeziehungen funktionieren - vermittelt über Formen sozialer Kontrolle - eben nur innerhalb des Milieus. Generalisierte Personenorientierung (s.o. Menschenkenntnis), die zwischen den Milieus fungieren könnte, entwickelt Frau Fuchs auf eher prekäre Weise. Sie 'lernt' daraus folgendes: Sach- und Sozialdimension werden radikal getrennt. Im beruflichen Bereich wird ihr Arbeit zur Verausgabung von schierem Arbeitsvermögen - bis an die jeweiligen Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit. Die sozialen Komponenten der Arbeit werden aus dieser herausgeschält, erscheinen

nicht in der Form der Kooperation, sondern als Beziehungen zu einzelnen Personen. Sach- und Sozialdimension werden gegeneinander abgedichtet. Frau Fuchs' Techniken, sich über ihre Schwierigkeiten im Umgang mit Erwartungserwartungen hinwegzuhelfen, funktionieren so nur in der Zeitarbeit, wo sie andererseits besonders nötig sind.

Für Frau Behrendt gilt, daß Arbeit "klappen" muß. Die Sachdimension wird ihr zur notwendigen, aber subjektiv weniger bedeutungsvollen Seite der Arbeit, deren expressive Qualität in den Vordergrund tritt. Dementsprechend ist für sie das Verhältnis von Beruf und Familie nicht eines, in dem zwei Bereiche unterschiedlicher 'Natur' aufeinander zu beziehen wären, sondern wo es darum geht, zwei Bereiche zu schaffen, die sich tendenziell ähneln (sollen).

Frau Behrendts Umdefinieren des familiären Bereichs - durch Versachlichung und Befristung der Intimbeziehungen - und die Anlagerung von 'lockeren' Verkehrsformen an den Arbeitsbereich, soll die Unterschiede zwischen den Milieus verwischen. Diese tendenzielle Differenzlosigkeit wirft jedoch Folgeprobleme auf: zum einen bedarf diese entdifferenzierte Struktur offensichtlich des Latenzschutzes. Die Präsenz von Frau Behrendts Ehemann am (gemeinsamen) Arbeitsplatz hätte sie gefährdet.

Eine weitere problematische Folge ist, daß der Freizeitbereich nicht mehr im Gegensatz zum Arbeitsbereich bestimmbar ist und unter diffusen Leistungsdruck gerät. Auch die Ansprüche auf Selbstverwirklichung lassen sich nicht mehr an der Differenz zu etwas entwickeln, sie werden ziellos, grenzenlos. Die akute Situation ist dafür symptomatisch: Frau Behrendt sucht nach "irgendwas, ich weiß nicht was". Diese Grundstruktur der Lebensform möchten wir mit dem Stichwort der Entdifferenzierung kennzeichnen.

Anders verhält es sich bei Frau Fuchs. Ihren Versuch, die Beziehungen zum Kind, dem Partner und zur Arbeit auszubalancieren, bezeichnen wir als Diversifikationsmodell. Formen temporaler Sequenzialisierung, territorialer Segmentierung und funktionaler Differenzierung lassen überschaubare Sozialsysteme entstehen, die untereinander locker gekoppelt sind.

Angesichts dieser unterschiedlichen Struktur individualisierter Lebensformen von Frauen stellt sich die Frage, ob den beiden von uns vorgestellten Biographien auch etwas Gemeinsames, vielleicht sogar Typisches eigen ist. Eine Reihe wichtiger Gemeinsamkeiten, die man bereits auf der Ebene statistisch fassbarer biographischer Merkmale erkennen kann, ist zu wiederholen. Beide sind geschieden bzw. leben von ihrem Partner getrennt, waren beruflich und regional mobil, arbeiten für ein Teilzeitarbeitsunternehmen im

Bürobereich.

Spezifischere Gemeinsamkeiten lassen sich nennen: Aufgewachsen sind beide bei ihren Großeltern und haben ihre eigene Familie jeweils in ein System von Teilbeziehungen umfunktioniert. Frau Fuchs wollte eigentlich nur ein Kind und nahm den Vater 'in Kauf'; Frau Behrendt heiratete den Partner und nahm - zeitweilig - ein Kind in Pflege. Gemeinsam ist ihnen auch der (zeitweilige) Verlust, und die daraus resultierende subjektive Relevanz, von Milieubezügen. Beide haben sich in bestimmte Milieus nicht integrieren können bzw. sich nicht integriert gefühlt. Das Fehlen dieser Stützen führt zu unterschiedlichen Entwicklungen. Im einen Fall zu einer Verlaufskurve, die - wenn man will: untypischerweise - durch den Rückzug ins intakte Milieu des Stadtteils letztlich aufgefangen werden kann. Interessanterweise aber in einer Konfiguration, bei der im schützenden Umfeld traditioneller Strukturen sich eine objektiv moderne, großstädtisch individualisierte Lebensweise herausbildet.

Bei Frau Behrendt überschattet die Suche nach einem adäquaten Milieu ihre gesamte Lebenssituation. Und darin kommen nun allerdings auch einige wesentliche Unterschiede zwischen den Biographien der beiden Frauen zum Tragen. Was bei Frau Fuchs möglich war, der Rückgriff auf die sozialen Netzwerke im Wohnumfeld, ist Frau Behrendt - zumindest in Wilhelmstadt - verbaut. Der Stadtteil, in dem sie wohnt, gilt als sozial hochgradig segregiert. Es handelt sich um ein Viertel im Kernstadtbereich mit (teilweise renovierten) städtischen Altbauwohnungen. Alteingesessene Mieter, jüngere Altbaurenovierer aus der Mittelschicht und ausländische Arbeitnehmer sind hier Nachbarn. Ob hier ein Milieu entstehen kann, das Frau Behrendt die Chance zur Integration gibt, muß bezweifelt werden.

Ist damit schon implizit auf die Schichtdifferenz zwischen Frau Behrendt und Frau Fuchs Bezug genommen, so läßt sich dies noch weiter schärfen. Auch wenn Frau Behrendt und Frau Fuchs für durchaus verwandte Tätigkeiten im Bürobereich eingesetzt werden, so ist der jeweilige (Aus-) Bildungshorizont doch signifikant unterschieden. Dies ist an den formalen Qualifikationsunterschieden zwar auch indiziert, erhält seine Prägnanz jedoch erst in dem milieuspezifischen Format von Ansprüchen auf Autonomie und Selbstverwirklichung in der Arbeit. Während bei Frau Behrendt hier offensichtlich Einflüsse einer zeitgenössischen Selbstverwirklichungssemantik mit Elementen einer nicht eingelösten Bildungskarriere zusammenwirken, sind die Ansprüche von Frau Fuchs vergleichsweise handfest: Anerkennung in der Arbeit; eine eigene Wohnung; Mutterschaft.

Angesichts dieser individuellen Differenzen, besonderen Gemeinsamkeiten und gemeinsamen Besonderheiten, die die Konturen eines sozialen Typus noch nicht klar genug erkennen lassen, wollen wir abschließend doch einen Aspekt in den Vordergrund stellen, von dem wir glauben, daß er als analytischer Gewinn aus der vergleichenden Fallrekonstruktion erwirtschaftet werden konnte: Spezifisches Kennzeichen beider Fälle ist aus unserer Sicht, daß die Frage nach dem Arrangement des Verhältnisses von Familie und Beruf in den hier vorgestellten Frauenbiographien in einer Weise beantwortet wird, die sich mit den Formeln wie 'going between' und 'Ambivalenz' nicht mehr angemessen umschreiben läßt. In beiden Fällen geht es nicht darum, zwischen den widersprüchlichen Anforderungen zu vermitteln. Es geht darum, die Widersprüche aus ihrer Beziehung zueinander zu lösen, bzw. die Widersprüche stillzustellen (nicht: aufzuheben). Wir vermuten, daß solche jeweils durchaus unterschiedlichen Formen der Neudefinition dieses Lebenszusammenhanges (Entdifferenzierungsmodell/Diversifikationsmodell) - wenn man erst einmal darauf aufmerksam geworden ist - sich häufiger finden lassen, und daß sie keineswegs - was ja auch unsere beiden Fälle bestätigen - nur in Randbereichen oder Alternativkulturen zu finden sind.

Man kann - ohne ein abschließendes Urteil zu fällen - wohl nicht sagen, daß die beiden hier analysierten Fälle besonders gelungene Formen weiblicher Individualisierung sind. Aber sie sind auch nicht einfach gescheitert. Es sind behelfsförmige Konstruktionen, deren innere Logik jedoch sehr ernst genommen zu werden verdient. Verweist sie doch nur zu deutlich auf sozialstrukturelle Bedingungen, die von allgemeiner Gültigkeit sind und deshalb die Vermutung nahelegen, daß derartige Hilfskonstruktionen für Frauen in der gegenwärtigen Zeit immer häufiger notwendig werden können. Und: Wohl nicht nur für Frauen.

Anmerkungen

- 1) Zum Begriff der 'weiblichen Normalbiographie' vgl. Levy (1977). Es mehren sich die empirischen Hinweise, daß es 'die' Normalform eines weiblichen Lebensverlaufs nicht (mehr) gibt (wenn es sie denn je gegeben hat). Über die normative Bedeutung des 'Konzepts' ist damit noch nichts gesagt.
- 2) Vgl. dazu etwa Uchtenhagen (1975)
- 3) So etwa Fuchs (1983), der Individualisierungstendenzen bei weiblichen und männlichen Jugendlichen aufzeigt. Zur Diskussion über Individualisierungstendenzen im weiblichen Lebenszusammenhang vgl. Beck-Gernsheim (1983; 1984), die die beschriebenen Phänomene allerdings differenzierter beurteilt.

- 4) FR vom 4.5.1985, S.10
- 5) So der Titel eines Buches von Becker-Schmidt u.a. (1984)
- 6) Zu solchen Veränderungstendenzen im familiären Bereich vgl. Schulz (1984)
- 7) Es handelt sich um eine Befragung von (bisher) dreißig Arbeitnehmern, die bei Zeitarbeitsunternehmen relativ dauerhaft (mindestens 1/2 Jahr) beschäftigt sind. Die Interviews wurden (1983/84) im Rahmen eines Forschungsprojektes über "Die Vermittlung sozialer und biographischer Zeitstrukturen" durchgeführt. Das Projekt (Leitung: Hanns-Georg Brose) wurde zunächst als Lehrforschungsprojekt am Institut für Soziologie der Philipps-Universität Marburg durchgeführt. Seit 1985 wird es durch die DFG finanziell unterstützt. Erste Projektergebnisse wurden präsentiert u.a. in Brose (1984).
- 8) Die generelle Tendenz zur Erosion von Arbeitermilieus untersuchte Mooser (1984).
- 9) Alle Ortsnamen sind entweder frei erfunden (Wilhelmstadt) oder durch Namen vergleichbarer Städte ersetzt. Zu Wilhelmstadt vgl. Anmerkung 18).
- 10) S. Wohlrab-Sahr (1985: 107ff)
- 11) Vgl. hierzu etwa die Charakterisierung des 'Fremden' bei Simmel (1922): "Es ist hier also der Fremde nicht in dem (...) Sinn gemeint, als der Wandernde, der heute kommt und morgen geht, sondern als der, der heute kommt und morgen bleibt - sozusagen der potentiell Wandernde, der, obgleich er nicht weitergezogen ist, die Gelöstheit des Kommens und Gehens nicht ganz überwunden hat."
- 12) Die Befragte verwendet hier den Ausdruck "Teilzeitfirma" in der Bedeutung von 'Zeitarbeitsunternehmen'. Sie geht jedoch einer Vollbeschäftigung nach.
- 13) Von der Kenntnis des gesamten Interviewmaterials her läßt sich ausschließen, daß Frau Behrendt aus biologischen o.ä. Gründen nicht in der Lage gewesen wäre, ein Kind zu gebären. Nur aufgrund dieses Kontextwissens kann man legitimerweise von einem 'Ehekonzepth ohne Kind' sprechen.
- 14) Hier ist von Teilzeitarbeit im gebräuchlichen Sinne die Rede, also nicht von einem Zeitarbeitsverhältnis.
- 15) Vgl. hierzu Simmel, der darauf hinweist, daß ein Gefühl der Einsamkeit oft gerade nicht durch physisches Alleinsein, sondern die Präsenz vieler anderer, zu denen keine Beziehung besteht, ausgelöst wird (1983: 253).
- 16) Mit dem Milieubegriff verweisen wir auf Formen eingelebter, fraglos gewordener Praxis in einer Lebenswelt (z.B. Arbeitermilieu, subkulturelle und familiäre Milieus): "Routinehafte, fraglose Orientierung in der Alltagswelt ist ... an Milieus gebunden. Milieus haben ihre eigene Biographie, in der sich selbstverständlicher Umgang mit alltäglichen Problemen als typischer Umgang entwickelt. Handelnde im Milieu sind in diesen Zusammenhang hineingewachsen, sie betreten ihn nicht von heute auf morgen - das wäre die Situation des Fremden." (Hildenbrand 1983: 19)
Zum Verhältnis von Biographie und Milieu vgl.a. Hildenbrand u.a.(1984)

- 17) Das Wort "eigentlich" hat hier möglicherweise eine spezifische Bedeutung. Im Interview taucht es normalerweise an Stellen auf, an denen die Befragte ihren unbestimmten (und auch nie realisierten) Anspruch auf Selbstaktualisierung mit dem konfrontiert, was sich als 'Nahegelegtes' mit gewisser Zwangsläufigkeit dann jeweils durchsetzt. Unseres Erachtens ist in dem hier geäußerten Wunsch nach Milieuintegration auch dieses Streben nach 'Eigentlichkeit', nach Selbstaktualisierung impliziert. Die Wortstellung ("selbstverständlich eigentlich") wäre nach dieser Lesart folglich nicht als zufällig anzusehen.
- 18) Wilhelmstadt ist eine mittlere Großstadt (ca. 300 000 Einw.) in einem Ballungsraum. Der relativ hohe Freizeitwert der Stadt und die Dominanz des tertiären Sektors (Banken; Verwaltung; Verlage) bedingen eine selektive Attraktivität der Stadt für 'white-collar'-Berufe. Das führte zu einer mittelschichtslastigen Sozialstruktur der Wohnbevölkerung. Erst in der jüngeren Vergangenheit ist durch die Eingemeindung von ehemaligen Vororten auch in stärkerem Maße eine industrielle Komponente zum Tragen gekommen, was in verschiedenen Stadtteilen zu einer verstärkten Fluktuation führte und den Zuzug u.a. ausländischer Arbeitnehmer zur Folge hatte. Einer der eingemeindeten Vororte, Driebach, (alle Namen sind erfunden) ist dagegen seit Jahrzehnten Standort industrieller Großbetriebe. Es gibt dort eine ausgeprägte industrielle und Arbeiterkultur, die sich trotz der Eingemeindung und der inzwischen auch dort verstärkten Segregation der Wohnbevölkerung offenbar hat lebendig erhalten können.
- 19) Unterschiede der formalen (beruflichen und schulischen) Qualifikation spielen als Einsatzregel für die Zeitarbeitsunternehmen eine nachgeordnete Rolle. Die diesbezüglichen Differenzen zwischen Frau Behrendt (Mittlere Reife; abgeschlossene Lehre) und Frau Fuchs (Hauptschulabschluß; Lehre ohne Abschluß) sind auch wesentlich geringer, als bei Zeitarbeitsunternehmen ansonsten durchaus üblich. Arbeitslose Hochschulabsolventen, Studenten und ungelernte Büroarbeitskräfte werden hier häufig austauschbar eingesetzt.
- 20) Die zuletzt zitierte Interviewpassage (029-046) geht im Interview der zuerst zitierten (001-028) voran. In unserer Darstellung ist die Reihenfolge umgekehrt worden und die durchlaufende Zeilennummerierung entsprechend gestaltet.
- 21) Schütze (1981; 1984) beschreibt in Anlehnung an A. Strauss' Begriff 'trajectory' Prozesse des Erleidens und der konditionellen Gesteuertheit in Biographien als "Verlaufskurven". Darauf spielen wir an, wenn wir betonen, daß es sich im folgenden eben "nicht nur" um konditionelle Gesteuertheit handelt, obwohl diese Dimension eine unverkennbare Bedeutung hat. Damit soll den Konditionen nichts von ihrer "überwältigenden" (Schütze) Bedeutung genommen werden. Nur: ein großer Teil biographischer Handlungsschemata ist durch die Alternative Intention vs. Kondition in seiner Spezifik nicht zu erfassen. Für diese unklare Gemengelage zwischen Intention und Kondition haben wir in anderem Zusammenhang mit der Figur der 'Odyssee' und dem Begriffsvorschlag "mixed decisions" gearbeitet. (Brose 1983)
- 22) Gerade weil die sprachliche Form der hier zitierten Passage mit dem propositionalen Gehalt in Widerspruch zu treten scheint, halten wir sie für besonders geeignet für eine Interpretation. Die Annahme, daß es sich nicht um eine geglättete, rationalisierende, sondern spontane Darstellung handelt, scheint gerechtfertigt.

- 23) Zur Unterscheidung von doppelter Kontingenzt und doppelter Konditionierung Luhmann (1984: 186).
- 24) Vgl.: Stadtteilanalyse "Alt-Driebach" (1983). In den "Beiträgen zur Sozialplanung" von Wilhelmstadt (No. 8/1985) wird Driebach als Gebiet mit "hohem Arbeiteranteil" und "gewachsenen Sozialstrukturen" charakterisiert, die die Integration eines relativ hohen Ausländeranteils erlaubt hätten. Trotz hoher "Segregation" sei deshalb dort nur eine "unterdurchschnittliche administrative Intervention" zu verzeichnen. Der Stadtteil von Wilhelmstadt, in dem Frau Behrendt wohnt, wird dagegen als "city-nahes Altstadtquartier mit transitorischem Charakter" (S. 50) beschrieben, das durch "überdurchschnittliche administrative Intervention (Fälle der Jugend- und Sozialhilfe) sowie Segregation (überdurchschnittlicher Anteil alter Menschen, ausländischer Einwohner und/oder schlechter Bau-/Wohnqualität)" gekennzeichnet sei.
- 25) Zur Unterscheidung der unterschiedlichen biographischen Funktionen von Zeitarbeit vgl. Brose (1984: 198ff)
- 26) Vgl. Anm. 21
- 27) Zur Dominanz von 'person-orientation' gegenüber 'object-orientation' im subkulturellen Milieu der Unterschicht vgl. Gans (1962: 89ff)

Literatur

- BECK, U. (1983): Jenseits von Stand und Klasse. Soziale Ungleichheiten, gesellschaftliche Individualisierungsprozesse und die Entstehung neuer sozialer Formationen und Identitäten. In: Kreckel, R. (Hrsg.) 1983, S. 35-74
- BECKER-SCHMIDT, R. u.a. (1984): Eines ist zu wenig - beides ist zu viel. Bonn
- BECK -GERNSHEIM, E. (1983): Vom "Dasein für andere" zum Anspruch auf ein Stück "eigenes Leben". Individualisierungsprozesse im weiblichen Lebenszusammenhang. In: Soziale Welt 34 /83. S. 307-340
- BECK-GERNSHEIM, E. (1984): Vom Geburtenrückgang zur neuen Mütterlichkeit. Frankfurt
- BROSE, H.-G., (1983): Die Erfahrung der Arbeit. Opladen
- BROSE, H.-G., (1984): Arbeit auf Zeit- Biographie auf Zeit? In: Kohli/ Robert (Hrsg.) S. 192-216
- FUCHS, W., (1983): "Jugendliche Statuspassage oder individualisierte Jugendbiographie". In: Soziale Welt 34/83 S. 341-371
- GANS, H.J. (1962): The Urban Villagers. New York/ London
- HILDENBRAND, B. (1983): Alltag und Krankheit. Ethnographie einer Familie. Stuttgart
- HILDENBRAND, B. u.a. (1984): Biographiestudien im Rahmen von Milieustudien. In: Kohli/Robert (Hrsg.) (1984) S. 29-52

- KRECKEL, R. (Hrsg.) (1983): Soziale Ungleichheiten. Sonderband 2 der Sozialen Welt, Göttingen
- KOHLI, M. /ROBERT, (Hrsg.) (1984) : Biographie und soziale Wirklichkeit. Stuttgart
- LEVY, R. (1977): Der Lebenslauf als Statusbiographie. Die weibliche Normalbiographie in makrosoziologischer Perspektive. Stuttgart
- LUHMANN, N. (1984): Soziale Systeme. Frankfurt
- MOOSER, J. (1984): Arbeiterleben in Deutschland 1900-1970. Frankfurt
- OSTNER, I., (1984): Arbeitsmarktsegmentation und Bildungschancen von Frauen. In: Zeitschr. f. Pädagogik 30/ 1984 , S.471-486
- SIMMEL, G. (1922) :Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. München und Leipzig
- SIMMEL, G. (1983) : Die quantitative Bestimmtheit der Gruppe. In: Ders. , Schriften zur Soziologie. Frankfurt ,S.243-263
- SCHÜTZE, F. (1981) : Prozeßstrukturen des Lebensablaufs. In: MATTHES, J., u.a. (Hrsg.) Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive, Nürnberg, S. 67-129
- SCHÜTZE, F. (1984) : Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens .In: Kohli/ Robert (Hrsg.) 1984,S.78-117
- SCHULZ, W. (1984): Von der Institution 'Familie' zu den Teilbeziehungen zwischen Mann, Frau und Kind. Zum Strukturwandel von Ehe und Familie. In: Soziale Welt 35/1984, S. 401-419
- UCHTENHAGEN, A. (1975): Psychische Störungen bei Frauen. In: Schweizer Archiv für Neurologie, Neurochirurgie und Psychrie, 117/1975, S.55-64
- WOHLRAB-SAHR, M. (1985) : Individualisierung: ein gesellschaftlicher Prozeß im Spannungsfeld zwischen der Freisetzung von Individualität und einem neuartigen Zugriff auf das Subjekt. Diplomarbeit Soziologie, Marburg , März 1985